

AGEN
ES NERVEN- UND SEELENLEBENS
BEGRÜNDET VON HOFRAT DR. L. LÖWENFELD UND DR. H. KURELLA
HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. KRETSCHMER, TÜBINGEN
HEFT 117

J. J. ROUSSEAU

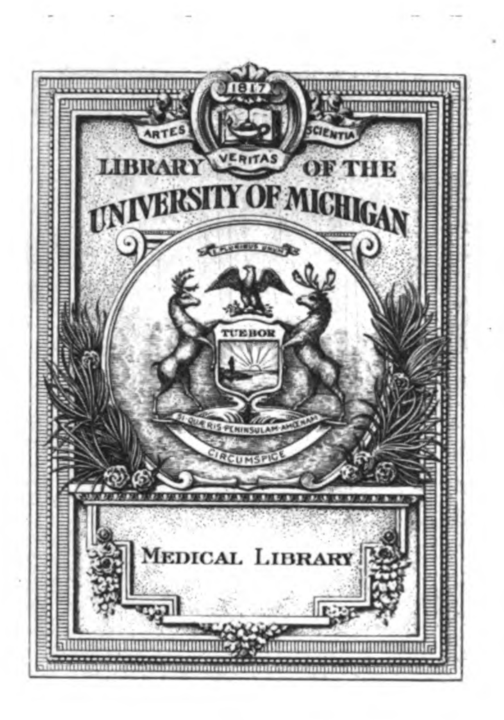
PERSÖNLICHKEIT PHILOSOPHIE UND PSYCHOSE

VON

DR. ADOLF HEIDENHAIN
TÜBINGEN



MÜNCHEN · VERLAG VON J. F. BERGMANN · 1924


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE
MEDICAL LIBRARY



GRENZFRAGEN
DES NERVEN- UND SEELENLEBENS
BEGRÜNDET VON HOFRAT DR. L. LÖWENFELD UND DR. H. KURELLA
HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. KRETSCHMER, TÜBINGEN
HEFT 117

J. J. ROUSSEAU

PERSÖNLICHKEIT PHILOSOPHIE UND PSYCHOSE

VON

DR. ADOLF HEIDENHAIN
TÜBINGEN

MÜNCHEN · VERLAG VON J. F. BERGMANN · 1924

J. J. ROUSSEAU

PERSÖNLICHKEIT PHILOSOPHIE UND PSYCHOSE

VON

DR. ADOLF HEIDENHAIN
TÜBINGEN





MÜNCHEN · VERLAG VON J. F. BERGMANN · 1924

Inhaltsübersicht.

Literaturverzeichnis.

1. Adler, Über den nervösen Charakter. 3. Aufl. 1922.
2. Berthoud, J. J. Rousseau au val de Travers. Paris 1881.
3. Brockerhoff, J. J. Rousseau. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1863—74.
4. Bleuler, Affektivität, Suggestibilität und Paranoia. Halle 1906.
5. Chuquet, J. J. Rousseau. Paris 1893.
6. Demole, Analyse psychiatrique des Confessions de J. J. Rousseau. Schweiz. Arch. f. Psychiatr. u. Neurol. II. 2. 1918.
7. Friedmann, Über den Wahn. Wiesbaden 1894.
8. Derselbe, Beiträge zur Lehre von der Paranoia. Monatsschr. f. Psychiatr. 17. 1905.
9. Gaupp, Über paranoische Veranlagung und abortive Paranoia. Zentralbl. f. Nervenheilk. 1905.
10. Derselbe, Der Fall Wagner. Verbrechertypen. (Gruhle und Wetzel). Berlin 1914.
11. Derselbe, Der Fall Wagner. eine Katamnese. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr. Bd. 60. 1920.
12. Derselbe, Die dramatische Dichtung eines Paranoikers über den „Wahn". Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr. 69. 1921.
13. Derselbe, Die klinischen Besonderheiten der Seelenstörungen unserer Großstadtbevölkerung. Münchn. med. Wochenschr. 1906.
14. Höffding, Rousseau und seine Philosophie. 4. Aufl. Stuttgart 1923.
15. Hume, Exposé succinct de la contestation qui s'est élevée entre M. Hume et M. Rousseau. Londres 1766.
16. Jaspers, Eifersuchtswahn. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr. 1. 1910.
17. Kahn, Referat über den sensitiven Beziehungswahn und die mehrdimensionale Diagnostik Kretschmers. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr. Ref. 20. 1920.
18. Klages, Prinzipien der Charakterologie. 3. Aufl. Leipzig 1921.
19. Kleist, Die Involutionsparanoia. Allg. Zeitschr. f. Psychiatr. 70. 1913.
20 Kraepelin, Lehrbuch der Psychiatrie. 8. Aufl. 1915.
21. Derselbe, Die Abgrenzung der Paranoia. Allg. Zeitschr. f. Psychiatr. Bd. 50.
22. Derselbe, Über paranoide Erkrankungen. Zeitschr. f. d. ges. Psychiatr. u. Neurol. 11. 1912.
23. Kretschmer, Der sensitive Beziehungswahn. Berlin 1918.
24. Derselbe, Körperbau und Charakter. Berlin 1921.
25. Derselbe, Die psychopathologische Forschung und ihr Verhältnis zur heutigen klinischen Psychiatrie. Zeitschr. f. d. ges. Psychiatr. u. Neurol. Bd. 57. 1920.
26. Kronfeld, Sexualpsychopathologie. Handb. d. Psychiatr. 7. Abteilung. Leipzig u. Wien 1923.
27. Krüger, Die Paranoia. Berlin 1917.
28. Lenz, Über Rousseaus Verbindung mit Weibern. Neuausgabe des Originals von 1792. Berlin 1906.
29. Marguliés, Die primäre Bedeutung der Affekte im ersten Stadium der Paranoia. Monatsschr. f. Psychiatr. u. Neurol. 10. 1901.
30. Möbius, P. J., J. J. Rousseau Ausgewählte Werke. 3. Aufl. Bd. 1. Leipzig 1911.
31. Derselbe, Über Rousseaus Jugend; in Stachyologie. Leipzig 1901.
32. Rousseau, J. J., Collection complète des oeuvres de J. J. Rousseau. Genève 1782. Edition Dupeyrou.

Benützte Übersetzungen:

33. Rousseau, J. J., Bekenntnisse. Übers. von Hardt. Berlin 1907.
34. Derselbe, Emil. Übers. von Denhardt. Leipzig Reclam.
35. Sakmann, J. J. Rousseau. Die großen Erzieher. Bd. 5. Berlin 1913.
36. Schnizer, Die Paranoiafrage. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr. Ref. 8. 1914.
37. Specht, Über die Kardinalfrage der Paranoia. Zentralbl. f. Nervenheilk. 1908.
38. Stekel, Psychosexueller Infantilismus. Berlin-Wien.
39. Storch, August Strindberg im Lichte seiner Selbstbiographie. München-Wiesbaden 1921.
40. Tiling. Zur Paranoiafrage. Psychiatrisch-Neurologische Wochenschr. 1901/02.
41. Voltaire, Sentimens des citoyens, Oeuvres compl. Bd. 25. Paris 1879.
42. Derselbe, Lettre de M. Voltaire au Docteur J. J. Pansophe Oeuveres complètes. Bd. 26. Paris 1879.
43. Vorberg, Der Fall J. J. Rousseau. Abhandlungen aus dem Gebiete der Sexualforschung. Bd. 3. 1920/21.
44. Wexberg, Rousseau und die Ethik, in Heilen und Bilden. Herausgegeben von Adler und Furtmüller. München 1914.
45. Wilmanns, Zur klinischen Stellung der Paranoia. Zentralbl. f. Nervenheilk. 1910.

I. Psychiatrische Vorbemerkungen[1]).

Als P. J. Möbius im Jahre 1889 erstmals seine Krankheitsgeschichte Rousseaus veröffentlichte, wurde er der Schöpfer einer neuen Literaturgattung, der Pathographie. Der seinem Werk zugrunde liegende Gedanke, das reiche in der schriftstellerischen Produktion genialer Persönlichkeiten niedergelegte Material für psychologische und psychiatrische Zwecke zu verwerten, hat sich als äußerst fruchtbar erwiesen. Wenn aus denselben Erwägungen heraus im folgenden der Versuch gemacht wird, eine Ergänzung des klassischen Werkes von Möbius zu liefern, so liegt die Berechtigung darin, daß mittlererweile die Wissenschaft auf der Bahn ihrer Entwicklung manchen Schritt nach vorwärts getan hat. Auch in den späteren Auflagen seines Buches begnügt sich Möbius in der Hauptsache damit, eine möglichst genaue und eingehende Darstellung aller Krankheitserscheinungen zu geben und schließt seine Darlegungen, indem er Rousseau die Diagnose Paranoia anheftet. Mit einer derartigen Behandlung des Themas können wir uns aber heute nicht mehr zufrieden geben; denn zugleich mit der Diagnose Paranoia taucht vor uns eine ganze Reihe von Fragen auf, die dem Psychiater seiner Zeit so gut wie unbekannt waren.

Die Probleme und die zum Teil noch recht umstrittenen Ergebnisse der neueren Paranoiaforschung haben eine mit lebhaften Diskussionen erfüllte Vorgeschichte, die „auf das engste mit der gesamten Entwicklung unserer psychiatrisch-klinischen Anschauungen verknüpft ist" (Kraepelin). Während um die Zeit der ersten Auflage des Möbiusschen Werkes mit dem Ausdruck Paranoia unter dem Einflusse Westphals eine ganz vage umgrenzte Gruppe von Psychosen bezeichnet wurde, für deren Diagnose einzig und allein das Merkmal der Wahnbildung ohne primäre Affektstörung maßgebend war, hat der Paranoiabegriff unter der Einwirkung von Kraepelins Forderungen eine viel bestimmtere Fassung bekommen.

Durch das Bestreben Kraepelins, die alte Paranoiagruppe in einzelne Untergruppen vollkommen gleichartiger Fälle zu zerlegen, „unter genauester Berücksichtigung nicht nur einzelner Symptome, sondern des gesamten Krankheitsbildes nach Ätiologie, Verlauf, Dauer und Ausgang", wurde der Blick vom Zustandsbilde weg auf die zeitliche Anordnung der Krankheitserscheinungen gelenkt. Damit zerfiel nach den Erfahrungen Kraepelins die Paranoia in eine Anzahl selbständiger, wesensverschiedener Krankheiten, von denen eine, die Paranoia im engeren Sinne, durch die „ganz langsame Entwicklung eines dauernden unerschütterlichen Wahnsystems bei vollkommener Erhaltung der Klarheit wie der Ordnung im Denken, Wollen und Handeln" charakterisiert sein sollte. Nachdem Kraepelin das in Frage stehende Krankheitsbild auf diese Weise näher gekennzeichnet hatte, wurde nun, und zwar wesentlich von anderer Seite her, das eine Merkmal desselben, die allmähliche Entwicklung, noch näher präzisiert. Es wurde die Behauptung aufgestellt, daß diese Entwicklung eine psychologisch verständliche sei.

Tiling hat im Jahre 1901 zum ersten Male die Ansicht vertreten, wonach das Wahnsystem des Paranoikers bei einer bestimmten affektiven Veranlagung aus dem angeborenen individuellen Charakter in psychologisch verständlicher Weise herauswächst. Nachdem durch die Arbeiten Spechts, Marguliés' und Bleulers die psychologische Interpretation der Wahngenese wesentlich gefördert worden war, gewann diese Auffassung immer mehr an Boden. So läßt sich nach Friedemann die Wahnbildung „direkt von einer ursprünglichen Anomalie im Charakter und in der intellektuellen Konstitution des Erkrankten herleiten", und Wilmanns hat die Paranoia als „die auf ein mehr oder weniger affektbetontes Ereignis hin einsetzende Verirrung der Entwicklung bestimmter Degenerationsformen" bezeichnet. Die ursprünglich anomale Charakterveranlagung der Paranoiker war auch anderen Autoren schon früher vielfach aufgefallen. Gaupp war es dann, der, gegenüber den älteren allzu allgemein gehaltenen Schilderungen, zum ersten Male eine ganz bestimmte paranoide Veranlagung näher beschrieben und in einsichtigen Zusammenhang mit der

[1]) Die Einleitung ist in der Hauptsache für den psychiatrisch nicht genauer orientierten Leser bestimmt.

daraus resultierenden Wahnkrankheit gebracht hat. Er stellte einen Typus von Menschen heraus, die gutmütig, bescheiden und eher ängstlich sind, wenig selbstsichere Persönlichkeiten, häufig pedantisch, gewissenhaft, skrupulös, dabei reflektierende Menschen, zur Selbstkritik geneigt, frei von Selbstüberhebung und Kampfstimmung. Bei solchen Menschen kommt es dann nach Gaupp zu einer ganz schleichenden Wahnbildung auf dem Boden der krankhaften Eigenbeziehung, wahrscheinlich in mehr oder weniger engem zeitlichem Anschluß an ein Erlebnis. Und zwar ist es die ethische Feinfühligkeit der zur Reflexion neigenden Kranken, die allerhand Selbstvorwürfe bedingt und schließlich zu dem wahnhaften Glauben führt, das eigene schuldhafte Verhalten möchte einem vermeintlichen Gegner Material zu seinen Verfolgungen gegeben haben. Ein allgemeiner Beziehungswahn wird in diesen Fällen nicht gebildet; dabei bleibt jedoch das logisch systematisierte, von phantastischen Ideen freie Wahnsystem unter Umständen jahrelang bestehen.

All jene Begriffe, die sich um das Problem der pathologischen Entwicklung einer Persönlichkeit gruppieren, hat um die gleiche Zeit, da die Arbeiten von Wilmanns und Gaupp erschienen, Jaspers in programmatischer Weise durch seine Arbeit über den Eifersuchtswahn näher zu definieren versucht. Jaspers kennt zwei Wege der psychologischen Betrachtung. Erstens das Verstehen; dies geschieht dadurch, daß wir uns in die betreffende Persönlichkeit hineinversetzen, uns in sie einfühlen. Zweitens, das Begreifen, das der Beobachtung physischer Vorgänge entspricht. Die begreifende Betrachtung liefert die „objektivierten psychischen Zusammenhänge", diese lassen eine Erklärung zu, werden aber nicht verstanden; das Verstehen hingegen liefert uns die „verständlichen Zusammenhänge" und zerfällt seinerseits in das rationale Verstehen, welches die logischen, die Sinnzusammenhänge gibt, und in das einfühlende Verstehen, bei dem wir einen psychischen Zusammenhang nacherleben. Über das Verhältnis „objektivierter" und „verständlicher" Zusammenhänge äußert sich Jaspers folgendermaßen: „Bei dem normalen Menschen würden wir, vollendete Kenntnis seines Lebens und seines Wesens vorausgesetzt, immer nur einzelne Zusammenhänge „verstehen", die Triebe, Neigungen, Gefühlsweisen müssen als etwas Gegebenes hingenommen werden, aus dem wir dann die jeweiligen Zusammenhänge einfühlend oder rational ableiten. Als gegeben hingenommen und nur erklärbar, nicht verstehbar ist auch zu einem großen Teil die Abfolge der Erscheinungen über das ganze Leben, das Auftreten der Neigungen und Fähigkeiten, ihr auseinander — Hervorgehen, Verschwinden. Wir haben gewissermaßen einen objektivierten Zusammenhang, in den „verstehbare Einheiten" in großer Zahl eingelagert sind. Wenigstens gehen nur so weit unsere Begriffe. Im unmittelbaren Erfassen eines Individuums gehen wir aber weiter und da wir dieses psychiatrisch benutzen, muß trotz seiner Begrifflosigkeit darauf hingewiesen werden. Wir erfassen den ganzen Menschen, sein Wesen, seine Entwicklung und sein Zugrundegehen als „Persönlichkeit", wir erfassen in ihr bei genauer Kenntnis des Menschen eine Einheit, die wir nicht definieren, sondern nur erleben können." So ergibt sich für Jaspers als Resultat seiner Überlegungen im Hinblick auf unser spezielles Thema folgende Feststellung: „Wenn jetzt allgemein von der Entwicklung einer Persönlichkeit gesprochen wird, so kann das eben nur heißen, daß wir die Vorgänge, die aus irgendwelchen Gründen krankhaft genannt werden, in diesem Falle aus dem Ineinanderspiel der psychologischen und rationalen Zusammenhänge, die eingebettet sind in einen bei aller Disharmonie und Haltlosigkeit doch einheitlichen, ursprünglich angelegten, objektivierten psychischen Entwicklungszusammenhang, verstehen oder erklären können. Wir haben vielleicht eine extreme Variation vor uns, aber die Einheit der Persönlichkeit in ihrer Sonderart vom Wachstum bis zum Niedergang erscheint uns erhalten. Wo uns das einheitliche Erfassen einer Persönlichkeit nicht gelingt, da statuieren wir etwas Neues, etwas ihrer ursprünglichen Anlage Heterogenes, etwas, das aus der Entwicklung herausfällt, das nicht Entwicklung, sondern Prozeß ist." Der Prozeß bildet somit das Gegenstück zur Entwicklung; wo die Verständlichkeit aufhört, fängt der Prozeß an.

Die hier nur in ganz kurzem Auszuge wiedergegebenen begrifflichen Festsetzungen von Jaspers sind für die weitere Erörterung des Paranoiaproblems weitgehend bestimmend geworden. Die große Mehrzahl aller folgenden Untersuchungen dreht sich letzten Endes um die Frage: Ist die Paranoia eine psychologisch verständliche, einfühlbare Entwicklung, die bei einer besonders veranlagten Persönlichkeit unter bestimmten Umständen auftritt, oder handelt es sich um einen Prozeß? Während eine Reihe von Forschern glaubte, die paranoischen Wahngebilde einer psychologisch-genetischen Betrachtung unterziehen zu können, lehnten andere diese Auffassung ab und griffen, in der Annahme, daß es sich bei der Paranoia um einen Prozeß handle, zur Erklärung der, ihrer Ansicht nach unverständlichen, paranoischen Erlebnisse auf die Hypothese irgendeiner in bestimmtem Zeitpunkt einsetzenden physischen Schädigung des Zentralnervensystems zurück. Zu erwähnen wäre hier die überaus klare Arbeit von Kleist über „die Involutionsparanoia". Kleist hat eine Reihe von Kranken beschrieben, bei denen sich um die Zeit der sexuellen Involution, zwischen dem 40. und 52. Lebensjahre, ein mehr oder weniger strenges Wahnsystem bei Erhaltung der übrigen Persönlichkeit herausbildet. Dabei wird die Kontinuität der Persönlichkeit insofern gewahrt, als

zwischen der präpsychotischen Veranlagung und der späteren Psychose ein enger Zusammenhang besteht. Nach Kleist erwächst nämlich das von ihm geschilderte Krankheitsbild auf dem Boden einer bestimmten Veranlagung, der „hypoparanoischen Konstitution", die bei einzelnen Personen eine wechselnde individuelle Färbung besitzt. Die Involutionsparanoia stellt nun eine Steigerung der ursprünglichen abnormen Wesenszüge dar. Auch hier haben wir, wenn man so will, eine Entwicklung; die Psychose stellt keinen vollkommenen Bruch mit der früheren Persönlichkeit dar, sie ist im Gegenteil in dieser verankert, aus ihr herausgewachsen, aber doch nicht verständlich, nicht psychogen reaktiv, sondern „autochthon" auf Grund unbekannter innerer, Kleist meint innersekretorischer, Vorgänge, wie sie mit dem Klimakterium verbunden sind. Im Anschluß an derartige Gedankengänge hat Krüger in seiner Monographie die Paranoia als „prämature Alterserscheinung" bezeichnet, „entstanden durch eine mangelhafte Fähigkeit des Organismus, den durch die gewöhnlichen Lebensvorgänge entstandenen Aufbrauch an Gehirnsubstanz durch regenerative Prozesse auszugleichen".

Demgegenüber ist zu bemerken, daß es zweifelsohne Paranoiafälle gibt, die sich als psychologisch verständliche Entwicklungen auffassen lassen. Für eine besondere Form der Paranoia, den Querulantenwahn, war diese Anschauung eigentlich kaum je bestritten und Kraepelin wies ihm daher in seinem Lehrbuche eine entsprechende Sonderstellung an. Daß sich auch für andersartige Paranoiafälle zuweilen wenigstens die gleiche Auffassung vertreten läßt, muß nach den eingehenden Untersuchungen, die Gaupp dem Fall Wagner hat angedeihen lassen, unumwunden zugegeben werden. Gaupp fand bei seinem Patienten, einem sehr intelligenten, zu psychologischer Analyse und Selbstdarstellung überaus befähigten Kopfe, ein Tagebuch vor, das einen durchgehenden lückenlosen Zusammenhang zwischen Charakter, Lebensschicksal und Krankheit erkennen läßt. Die Erfahrungen Gaupps hat Kretschmer in seinem Werk über den „sensitiven Beziehungswahn" auf eine breite psychologische und klinische Grundlage gestellt. In umfassender Weise hat er an einer bestimmten Gruppe von Fällen den verständlichen Zusammenhang zwischen Charakter, Lebensumständen und Wahnerkrankung herausgearbeitet. Ausgehend von jener Vorstellungsweise der Seele als zeitlicher Bewegung, als einem verschlungenen Spiel fortwährend neu entstehender und weiterwirkender Reaktionen auf immer neu eintreffende Außenreize, d. h. Erlebnisse, gelangt Kretschmer zu seinen vier charakterologischen Grundbegriffen, der Eindrucksfähigkeit, der Retentionsfähigkeit, der intrapsychischen Aktivität und Leitungsfähigkeit. Die Eindrucksfähigkeit bezeichnet die verschieden große affektive Ansprechbarkeit für Erlebnisse, während unter Retentionsfähigkeit die Fähigkeit der Seele verstanden wird, ein bestimmtes mit größerem oder geringerem Akzent ins Bewußtsein getretenes Erlebnis innerhalb des Seelenlebens zu erhalten und seinen sofortigen Austritt in Form einer äußeren Reaktion zu verhindern. Der Grad des seelischen Fortwirkens eines Erlebnisses wird durch die intrapsychische Aktivität bezeichnet, d. h. durch die Fähigkeit des Charakters, das Erlebnis nicht nur festzuhalten, sondern daraus neue Gefühls- und Vorstellungsweisen und Willensantriebe weiterhin zu erzeugen, es dadurch auf die Höhe seiner psychischen Wirksamkeit zu bringen. Das Einzelerlebnis kann nun in dem beständigen Fluß psychischen Geschehens unter normalen Umständen sich nicht dauernd auf einer zentralen Höhe behaupten, sondern wird von den nachdrängenden Neuerlebnissen weitergeschoben und aufgenommen; es strömt aus und entlädt sich; die um dasselbe angesammelte psychische Kraft sinkt dann im normalen Seelenleben vom Zustand der aktuellen Spannung zur Beruhigung ab. Diese letzte Fähigkeit des Charakters, das Erlebnis irgendwie abströmen zu lassen, bezeichnet Kretschmer als Leitungsfähigkeit. Eine solche zur Beruhigung führende, dem Erlebnis adäquate Auswirkung desselben kann rein intrapsychisch durch freie allseitige Assoziation in den Gesamtvorstellungsschatz erfolgen, oder nach außen hin durch einfache Aussprache, Affektausbruch oder Willenshandlung sich vollenden. Aus der Kombination dieser vier Grundfähigkeiten in ihrer verschiedenen Ausprägung entstehen die charakterologischen Typen. Zu ihrer Kennzeichnung führt Kretschmer noch einen Begriff ein, den der „psychischen Kraft". Diese bemißt sich als „rein dynamische Größe" an der Gesamtleistungsfähigkeit des Charakters, die ihrerseits durch die Zusammenfassung der vier Grundqualitäten gegeben ist. Je nach der verschieden starken Ausbildung der Grundeigenschaften und der dadurch gegebenen Größe der „psychischen Kraft", ergeben sich einerseits vorwiegend sthenische, andererseits vorwiegend asthenische Charaktere. An einer Reihe von eingehend beschriebenen klinischen Fällen hat Kretschmer unter den verschiedenen möglichen Formen eine als „sensitiven Charakter" besonders herausgearbeitet und die von ihm zum „sensitiven Beziehungswahn" führenden verständlichen Zusammenhänge eingehend beleuchtet. Der sensitive Charakter ist ein vorwiegend asthenischer und durch die geringe Leitungsfähigkeit, den Mangel an psychischer Entladungsfähigkeit gekennzeichnet. Im Hinblick auf die einfachen Gefühlstöne des täglichen Lebens äußert sich dieser „Leitungsdefekt" in Form von Befangenheit, Zurückhaltung und Schüchternheit. Handelt es sich dagegen um hochwertige, affektstarke Erlebnisgruppen, die infolge Leitungsdefektes nicht verarbeitet werden können und in ursprünglicher Frische bewußt retiniert

werden, so spricht Kretschmer von „Verhaltungen". Die für den sensitiven Charakter sehr bezeichnenden Verhaltungen sind für die Wahngenese von entscheidender Bedeutung. Auf Grund seiner Erfahrungen und im Anschluß an seine theoretischen Erwägungen gibt Kretschmer etwa folgendes Bild des sensitiven Charakters (auf die einzelnen Ableitungen kann hier nicht eingegangen werden, vieles wird aus dem folgenden klarer werden): Auf der einen Seite außerordentliche Gemütsweichheit, Schwäche und zarte Verwundbarkeit, auf der anderen Seite ein gewisser selbstbewußter Ehrgeiz und Eigensinn. Die vollausgebildeten Vertreter der Charaktergruppe sind komplizierte, sehr intelligente und hochwertige Persönlichkeiten, fein und tief empfindende Altruisten von skrupulöser Ethik und überzartem verinnerlichtem Gemütsleben, jeder Härte des Lebens preisgegeben, ihre nachhaltigen gespannten Affekte tief in sich verschließend, von verfeinerter Selbstbeobachtung und Selbstkritik, sehr empfindlich und eigensinnig, dabei aber besonders liebe- und vertrauensfähig, von entschiedener Selbstachtung und doch schüchtern und ohne Sicherheit des persönlichen Auftretens, in sich gekehrt und doch zugänglich und menschenfreundlich, bescheiden aber ehrgeizig, strebsam und von ausgesprochener sozialer Tüchtigkeit. Die Erlebniswirkung, die zum sensitiven Beziehungswahn führt, beruht auf dem für den sensitiven Charakter bezeichnenden Mechanismus der Verhaltung mit folgender Inversion. Krankheitserzeugend wirkt auf den sensitiven Charakter gesetzmäßig das Erlebnis der beschämenden Insuffizienz, der ethischen Niederlage, das den sensitiven Menschen mit seinem Mangel an robustem Egoismus, seiner zarten Gemütstiefe und seiner gewissenhaften Innerlichkeit unerbittlich immer tiefer in vergeblichen und verborgenen Kampf mit sich selbst hineintreibt. Unter zwangsmäßiger Wiederkehr der verhaltenen Vorstellungsreihe führt ein verzweifelter Grad gemütlicher Spannung endlich den Umschlag des primären Erlebnisinhaltes in den Beziehungswahn herbei, der ein anschauliches äußeres Abbild innerer Selbstverachtung darstellt. In erster Linie haben sexual-ethische Konflikte krankheitserzeugende Kraft. So wähnen z. B. die durch Gewissensqualen gefolterten Masturbanten, oder die gegen eine späte, stark sexuell gefärbte Neigung ankämpfenden alternden Mädchen, getrieben durch ihre Gewissensangst, allenthalben in der Umgebung Hinweise auf ihre Schande erblicken zu müssen. Aber auch Konflikte von seiten des Berufslebens, so die beschämende Zurücksetzung eines Beamten in seiner Karriere, können bei entsprechender Charakterveranlagung den typischen sensitiven Beziehungswahn auslösen.

Die Darstellung Kretschmers ist bei weitgehender Zustimmung vieler Forscher nicht unbestritten geblieben. So hat Kahn in einem eingehenden Referat über den „sensitiven Beziehungswahn" die Möglichkeit einer psychologisch-charakterologischen Ableitung von Wahnpsychosen bestritten und Kretschmer vorgeworfen, er habe bei Herausarbeitung der verständlichen Zusammenhänge des Guten zu viel getan, und sich bei Beurteilung der psychologischen Reaktion allzuweit vom Biologischen, von der physisch-somatischen Grundlage des Krankheitsbildes entfernt. So erscheint die alte Streitfrage: Entwicklung oder Prozeß, immer noch nicht entschieden; immer noch besteht die Frage: wie weit ist eine psychologische Ableitung des paranoischen Wahnes möglich? Welche Rolle spielt beim Zustandekommen der Krankheit die ursprüngliche Charakterveranlagung und welcher Art ist diese? Welche Bedeutung kommt den Lebensumständen und einzelnen Erlebnissen im Rahmen der Krankheit zu? Wenngleich alle diese Fragen heute noch nicht endgültig geklärt erscheinen, so ergibt sich doch aus der ganzen Lage der Dinge eines mit Sicherheit, nämlich die Richtung des einzuschlagenden Weges. Neue Erkenntnis, das steht fest, kann zur Zeit nicht auf Grund allgemeiner klinischer Erwägungen, sondern immer nur durch genaueste einfühlende Betrachtung des Einzelfalles gewonnen werden. Da nun die Zahl der eingehend beschriebenen, gut bekannten Paranoiafälle, bei der Seltenheit der Erkrankung und der Seltenheit, mit der Paranoiker in die Beobachtung des Psychiaters kommen, gering ist, so verlohnt es sich der Mühe, den Fall Rousseau einer erneuten Analyse zu unterziehen. Das vorliegende Material erscheint, obwohl nur historisch, infolge seiner Reichhaltigkeit vorzüglich geeignet. Hat uns doch Rousseau, abgesehen von seiner umfangreichen, einzig dastehenden Lebensbeschreibung, den „Bekenntnissen", noch eine ganze Reihe von Selbstschilderungen hinterlassen, so drei große Dialoge mit dem Titel „Rousseau Richter über Jean Jacques", die neben einer eingehenden Selbstcharakteristik eine anschauliche Schilderung seiner Verfolgungserlebnisse enthalten. Dazu kommen die „Träumereien eines einsamen Spaziergängers", ferner eine Reihe wichtiger Briefe und nicht zuletzt das umfangreiche philosophische und künstlerische Werk, das wie kaum ein anderes der unmittelbarste, lebendige Ausdruck einer Persönlichkeit ist, und tiefe Einblicke in die psychologische Struktur seines Schöpfers ermöglicht.

Die glänzenden Selbstschilderungen Rousseaus haben seit Möbius noch verschiedene andere Forscher zu psychologischen Betrachtungen angeregt. In den Abhandlungen aus dem Gebiete der Sexualforschung hat Vorberg einen kleinen Aufsatz erscheinen lassen, der jedoch dem klassischen Werke von Möbius nichts wesentlich Neues hinzufügt. Um eine genauere Charakteranalyse hat sich Demole bemüht, ohne jedoch auf die Zusammenhänge mit der späteren Psychose näher ein-

zugehen. Offenbar sieht er hier überhaupt keine Möglichkeit, denn auf Grund seiner Überlegungen glaubt er die Krankheit Rousseaus als Schizophrenie ansprechen zu müssen. Wir möchten lieber den Begriff Schizophrenie nicht so weit ausdehnen und halten mit Stekel und anderen die alte Möbiussche Bezeichnung Paranoia für zweckmäßiger. Wir finden bei Rousseau weder die für die Schizophrenie charakteristischen Erlebnisweisen, noch den typischen Zerfall der Persönlichkeit, wie er bei einer so langen Krankheitsdauer unbedingt zu fordern wäre. Als Psychoanalytiker hat sich Stekel an das Problem Rousseau herangemacht. Seine Ableitung der Paranoia aus verdrängten homosexuellen Strebungen erweckt, trotz vieler feiner und überraschender Einzelbemerkungen, im ganzen doch wenig Befriedigung und ist bei der Gewaltsamkeit seiner Deutungsversuche wohl nur für den eingeschworenen Psychoanalytiker annehmbar. Weitaus das Bedeutendste, was seit Möbius in psychopathologischer Hinsicht über Rousseau geschrieben worden ist, findet sich in dem kleinen Aufsatz von Wexberg: „Rousseau und die Ethik". Was dieser Autor im Anschluß an die Gedankengänge Adlers und Nietzsches über den Zusammenhang zwischen Rousseaus Persönlichkeit und Weltanschauung ausgesprochen hat, deckt sich in manchem mit der Auffassung, die in der folgenden Darstellung vertreten wird.

Nach dieser kurzen Übersicht über die Problemlage wenden wir uns unserem speziellen Thema zu.

Abkürzungen für die Werke Rousseaus.

C. Bekenntnisse.
D. Rousseau Richter über Jean Jacques, 3 Dialoge.
E. Emil.
R. Träumereien eines einsamen Spaziergängers.
N.H. Die neue Heloise.

II. Die seelische Entwicklung Rousseaus.

„Die innere Qual des Genialen ist der Mutterschoß unendlicher Werke, die nur allzu oft mit dem eigenen Leben bezahlt werden".
Pelmann: Psychische Grenzzustände.

A. Kindheit und Jugendzeit.

Über die Familiengeschichte ist nur wenig bekannt. Man weiß, daß Rousseau aus einer älteren, angesehenen und ziemlich wohlhabenden Bürgersfamilie des sittenstrengen, calvinistischen Genf stammte. Sein Vater, ein lebensfroher Mann, war Uhrmacher und konnte im Verhältnis zu seiner sozialen Stellung als recht gebildet gelten. Seine Mutter, eine feinsinnige, liebenswürdige und begabte Frau, die Tochter eines Predigers, starb acht Tage, nachdem sie am 28. Juni 1712 Jean Jacques Rousseau das Leben geschenkt hatte. Ein älterer Bruder ist als Tunichtgut in jungen Jahren der Aufsicht des Elternhauses entlaufen und in der Fremde verschollen.

Seiner Erziehung im väterlichen Hause stellt Rousseau ein recht gutes Zeugnis aus. Die Schwester des Vaters, ein munteres und verständiges Mädchen, nahm sich in aufopfernder Weise an Stelle der verstorbenen Mutter des Kleinen an und wußte besonders durch ihre Sangeskünste bald das ganze Herz des Knaben gefangen zu nehmen. Ebenso liebevoll besorgt zeigte sich der Vater, der peinlich bemüht war, alle ungünstigen äußeren Einflüsse von seinem Kinde fern zu halten. Niemals ließ man den Jungen mit anderen Kameraden zusammen frei auf der Straße umherschweifen, stets hatte er bei seinen Spaziergängen eine Wärterin bei sich und der Besuch einer öffentlichen Schule wurde vermieden. Innerhalb des solchermaßen fest begrenzten Rahmens der Familie legte man ihm dagegen keine allzu schweren Fesseln auf und ließ seiner Entwicklung freien Lauf. Allseitig von Liebe und Aufmerksamkeit umgeben wuchs der kleine Jean Jacques heran. „Die Kinder von Königen können nicht mit größerer Sorgfalt gehegt werden, als es während meiner ersten Jahre mit mir geschah", schreibt er in seinen Bekenntnissen. Der Vater nahm selbst den ersten Unterricht des Knaben in die Hand und brachte ihm bald eine große Fertigkeit im Lesen bei. Die Methode, deren er sich zu diesem Zwecke bediente, mutet freilich recht eigenartig an und kann, wie Rousseau selbst gesteht, nicht gerade als vorbildlich gelten. Als Übungslektüre diente nämlich eine Reihe amüsanter Romane im Zeitgeschmack, deren spannender Inhalt Vater und Sohn beim Kerzenschein bis tief in die Nacht hinein wach hielt. Phantasie und Gefühlsleben fanden bei dieser Art von Unterricht früh eine reichliche Nahrung, und Rousseau berichtet über die Wirkung der aufregenden Romanschilderungen mit folgenden Worten: „Die wirren Erregungen, welche ich Schlag auf Schlag

durchmachte, beeinträchtigten zwar nicht die Vernunft, die ich ja noch gar nicht besaß, aber sie bildeten eine von anderem Schlage in mir heran, und gaben mir wunderliche und phantastische Vorstellungen vom Leben, von denen mich weder Erfahrung noch Nachdenken jemals recht haben heilen können. Ich hatte nichts geistig begriffen und doch alles schon empfunden" (C. I.). Ein gewisses Gegengewicht gegen die erhitzende Romanlektüre bildeten später allerhand historische Werke und unter diesen besonders Plutarch. Hier war es das ethische Pathos, der Mut, die Standhaftigkeit und Unerschrockenheit der antiken Heldengestalten, welche in dem eindrucksfähigen kindlichen Gemüt eine mächtige Resonanz fanden. Dabei konnte sich der kleine Jean Jacques so vollkommen in die Helden seiner Erzählung einleben, daß er eines Tages, als von Mucius Scävola die Rede war, seine Hand unversehens über ein in der Nähe stehendes Kohlenbecken hielt. Wir sehen hier, wie sich schon in frühester Jugend, wohl begünstigt durch die planmäßige Absonderung vom Umgang mit allen Fremden, ein für Rousseaus Persönlichkeit bestimmender Zug ausbildet, nämlich die Neigung, sich in eine phantastische wirklichkeitsfremde Phantasiewelt zu versetzen und in dieser zu schwelgen. Mehrfach hat Rousseau den ungünstigen Einfluß dieser dem Alter so wenig angepaßten Lektüre betont. Wurden doch, seiner Meinung nach, die auf diese Weise gewonnenen romantisch-idealistischen Anschauungen für ihn der Anlaß, mit ganz falschen Erwartungen an das Leben heranzutreten.

Die Erziehung im Elternhause fand einen plötzlichen Abschluß, als Rousseaus Vater infolge eines Ehrenhandels gezwungen war, aus Genf zu fliehen. Zusammen mit einem Vetter wurde der kleine Jean Jacques in dem benachbarten Dorfe Bossey bei einem Prediger namens Lambercier untergebracht. Hier in der ländlichen Umgebung fand er sich aus seiner Phantasiewelt zu einer mehr natürlichen kindlichen Lebensweise zurück. Seine „römische Strenge" wurde im gemeinsamen Spiel mit dem bald zärtlich geliebten Vetter gemildert. Auch mit dem Pfarrer und dessen Schwester, die den Haushalt führte, kam er bald in ein nahes freundschaftlich-autoritatives Verhältnis. Auf jene glücklichen Tage der Kindheit führt Rousseau seine Vorliebe für das Landleben zurück, ob mit Recht sei dahingestellt. „Das Land", sagt er, „war etwas so Neues für mich, daß ich nicht müde werden konnte, mich daran zu freuen. Mich ergriff eine so lebhafte Zuneigung zu ihm, daß sie nie wieder hat verlöschen können. Die Erinnerung an die glücklichen Tage, die ich dort verbracht habe, hat mich allen Landaufenthalt und seine Freuden zu allen Zeiten zurücksehnen lassen, bis auf den Tag, der mich wieder hinausführte" (C. I.).

In die Zeit von Bossey fallen auch die ersten sexuellen Erregungen, die sich bei Gelegenheit einer Züchtigung durch Fräulein Lambercier im Alter von acht Jahren einstellten. Die bekannte Tatsache, daß sexuelle Kindheitserlebnisse die Triebrichtung für das ganze Leben bestimmen können, treffen wir auch bei Rousseau an. Er gesteht selbst, daß ihn die damals geweckte masochistische Neigung niemals verlassen habe. Sein „seit der Geburt vor Sinnlichkeit brennendes Blut" (C. I.) berauschte sich fortan an Züchtigungsphantasien, und auch später nach Auffindung des Sexualobjektes war die masochistische Komponente für sein Liebesleben und damit für seine Persönlichkeit weithin bestimmend. „Zu Füßen einer herrschsüchtigen Geliebten zu liegen, ihren Befehlen zu gehorchen und ihre Verzeihung zu erbitten, das waren gar süße Freuden für mich" (C. I.).

Den Abschluß des Idylls von Bossey bildet eine andere Strafe, die Rousseau ewig im Gedächtnis geblieben ist und ebenfalls einen nachhaltigen aber ganz

andersartigen Effekt hatte, als die Hiebe des Fräulein Lambercier. Bei einem Kamm dieser Dame waren die Zinken ausgebrochen worden. Der begründete Verdacht des Verbrechens fiel auf den armen Jean Jacques, der sich jedoch völlig unschuldig wußte. Man examinierte den vermeintlichen Übeltäter aufs strengste; er beteuerte hoch und heilig seine Unschuld und ließ sich, so sehr man auf ihn eindrang, das erwartete Geständnis nicht erpressen. Man faßte sein standhaftes Verharren als Bosheit und Verlogenheit auf. Aus der an sich belanglosen Geschichte wurde eine Haupt- und Staatsaktion, und schließlich ergoß sich über den verstockten Sünder ein fürchterliches Donnerwetter, das mit einer grausamen Exekution endete. Über diese schreiende Ungerechtigkeit war der kleine Mann tief empört. Das Vertrauen zu seinen geliebten Erziehern hatte einen schweren Stoß erlitten, die bisher bestehenden innigen Beziehungen waren auf einen Schlag zerstört. „Man stelle sich einen zaghaften, im gewöhnlichen Leben lenksamen, in der Leidenschaft aber glühenden, stolzen und unbeugsamen Charakter vor", sagt Rousseau, „ein Kind, das stets von der Stimme der Vernunft beherrscht, stets mit Milde, Rechtlichkeit und Nachsicht behandelt worden war, das den Begriff der Ungerechtigkeit nicht einmal kannte und dem nun zum ersten Male eine so schreckliche gerade von den Menschen widerfuhr, die es am meisten liebte und achtete: welch ein Zusammenbruch aller Vorstellungen, welch eine Gefühlsverwirrung, was für eine Umwälzung in seinem Herzen, in seinem Hirn, seinem ganzen kleinen geistigen und seelischen Wesen. Ich sage, man stelle sich dies alles vor, wenn es möglich ist, denn ich selbst fühle mich nicht fähig, die geringste Spur dessen, was damals in mir vorging zu entdecken und zu verfolgen" (C. I.). Die Entrüstung über den erniedrigenden Eingriff in seine Persönlichkeitssphäre war grenzenlos und entlud sich in allerhand kleinen Racheakten. Sein lebhaftes Mitgefühl für alle Unterdrückten und Geknechteten, sein ausgesprochenes Gerechtigkeitsgefühl bringt Rousseau mit diesem ersten kränkenden Erlebnis in Zusammenhang. „Wenn ich von den Grausamkeiten eines wilden Tyrannen, oder den verschlagenen Schurkereien eines Priesterschuftes lese, würde ich gerne ausziehen um diese Elenden zu erdolchen, müßte ich auch hundertmal mein Leben dabei lassen. Oft habe ich in Schweiß gebadet, laufend oder mit Steinwürfen einen Hahn, eine Kuh, einen Hund, kurz jedes Tier verfolgt, das ein anderes quälte, nur weil es sich als den Stärkeren fühlte. Diese Regung mag mir angeboren sein, ja ich glaube sogar, daß sie es ist, aber die Erinnerung an die Ungerechtigkeit, die ich erlitten habe, ist mit jenem Gefühl allzu lang und allzu eng verknüpft gewesen, um es nicht bedeutend verstärkt zu haben" (C. I.).

Wir wollen hier nicht näher untersuchen, wie weit diese letzteren Ausführungen, die Rousseau seiner betrübenden Erfahrung anschließt, richtig sind, es mag sich da um eine späte stark rationalistische Ausdeutung handeln, als wesentlichen Zug des ganzen Erlebnisses wollen wir nur fest halten, daß Rousseau bereits als Kind ein sehr empfindliches, leicht verletzbares Selbstbewußtsein hatte.

Die Folgen der Affäre haben wir bereits angedeutet. Das gegenseitige Einvernehmen zwischen Pflegeeltern und Zögling war gestört, das gegenseitige Interesse erloschen. Zusammen mit seinem Vetter kam Rousseau nach Genf zurück in das Haus seines Onkels. Hier war man in der Erziehung der Kinder nicht allzu eifrig, es blieb neben dem Unterricht viel Zeit für allerhand „Albernheiten" übrig. Seine ersten deutlichen Neigungen zum weiblichen Geschlecht verteilte der damals Zehnjährige zu gleichen Teilen auf eine zweiundzwanzigjährige junge Dame, die ihn kokettierend zum Range eines Kavaliers erhob,

und auf ein kleines zwölfjähriges Mädchen. Letztere übernahm bei den gemeinsamen Spielen die Rolle der gestrengen Schullehrerin und erfüllte so die geheimen Wünsche ihres kleinen Liebhabers zu dessen größter Zufriedenheit.

Als es Zeit wurde an die Berufsausbildung des kleinen Jean Jacques heranzugehen, einigte man sich nach längeren Überlegungen, die sich darum drehten, ob er Uhrmacher, Advokat oder Pfarrer werden sollte, schließlich darauf, ihn beim Gerichtsschreiber der Stadt in die Lehre zu geben. Damit beginnt die lange Reihe von ergebnislosen Versuchen, den ruhelosen Geist einem geordneten, soliden bürgerlichen Berufe zuzuführen. Von welcher Seite dies auch versucht wurde, es ist nie gelungen Rousseau auf die Dauer bei der Stange zu halten. Eine instinktive fest eingewurzelte Abneigung gegen jedes feste bindende Verhältnis ließ ihn jede angefangene Laufbahn abbrechen, auch wenn sie sich noch so günstig anließ. Die öde Schreibstubenarbeit erregte bald seinen Widerwillen und schon nach kurzer Zeit vertauschte er die Gerichtskanzlei mit der Werkstatt eines Graveurs. Die neue künstlerische Tätigkeit behagte ihm zwar mehr, dafür litt er aber unter der schlechten Behandlung seines Meisters, der nach Rousseaus Schilderung ein roher und brutaler Mensch gewesen sein muß, schwere Qualen. Das zartfühlende Gemüt des jungen Burschen, der sich bisher einer liebevollen und nachsichtigen Erziehung zu erfreuen hatte, der gewohnt war mit seinen Eltern und Erziehern auf gleichem freundschaftlichem Fuße zu verkehren, kam in schwere Bedrängnis. Unter dem Druck des stets prügelfreudigen Meisters, in der verderblichen Gesellschaft von moralisch minderwertigen Gesellen, wurde ihm die zunächst anziehende Arbeit bald verhaßt, er verfiel in Müßiggang, betrog seinen Meister um die Arbeitszeit und ließ sich zu allerhand Unfug und Unredlichkeiten verleiten. Schließlich gewöhnte er sich das Stehlen an, so daß er sich zu dem Schlusse gezwungen sieht, es müsse, „trotz der ehrbaren Erziehung ein großer Hang zur Entartung in ihm gesteckt haben" (C. I.). Er glitt immer mehr abwärts und war, ähnlich wie sein älterer Bruder, in Gefahr gänzlich der Verwahrlosung anheim zu fallen; nur ein neu ausbrechender Anfall von Lesewut lenkte ihn von seinem verhängnisvollen Lebenswandel ab. Eine kleine Leihbuchhandlung lieferte ausreichend Stoff, den er ziemlich wahllos und gierig verschlang. Die aufkeimenden Regungen der Reifezeit bemächtigten sich des Gelesenen und führten ihn aus der unerträglichen Wirklichkeit hinaus in ein Traumreich, das für die Unbilden des Lebens reichlich Ersatz bot. Die Art, wie sich Rousseau hier einer unangenehmen Lebenslage durch Flucht in eine andere schönere Welt entzieht, ist für seine Persönlichkeit sehr charakteristisch. Hören wir, was er selbst darüber zu sagen weiß: „In dieser seltsamen Lage schlug meine Phantasie einen Weg ein, der mich vor mir selber rettete und meine entstehende Sinnlichkeit beschwichtigte. Ich verfiel nämlich darauf, mich ganz mit den Verhältnissen und Umständen, die mich in meinen Büchern etwa gefesselt hatten zu erfüllen, sie immer wieder zurückzurufen, zu verändern, neu zu verschlingen, und sie mir derart anzupassen, daß ich zu einer der vorgestellten Personen wurde und stets in Umständen lebte, die meinen Neigungen am angenehmsten waren; und endlich ließ mich der erdichtete Zustand, in dem ich völlig aufzugehen wußte, meinen wirklichen, mit dem ich gar so unzufrieden war, völlig vergessen. Diese Liebe zu Phantasiegebilden und die Leichtigkeit, mit ihnen umzugehen, ließen mich vollends an allem überdrüssig werden, was mich umgab und schufen jenen Hang zur Einsamkeit in mir, der mich seitdem nie wieder verlassen hat. Man wird im folgenden", fährt Rousseau fort, „mehr als einmal die seltsamen Wirkungen dieser Veranlagung wiederfinden, welche dem Anschein nach so

menschenfeindlich und so düster war, und dennoch nur einem allzu leicht ergriffenen, allzu liebevollen und allzu zärtlichen Herzen entsprang, das aus dem Mangel an ihm ähnlichen Wesen gezwungen war, sich mit Phantasiegebilden abzufinden. Vorerst genügt es mir den Ursprung und die erste Ursache meines Hanges aufgezeigt zu haben, welcher alle meine Leidenschaften beeinflußt hat und mich, indem er sie in sich selber befangen hielt, durch die allzu heftige Glut meines Sehnens zum Handeln zu träge gemacht hat" (C. I.). Anschließend entwirft Rousseau ein Bild seines damaligen Seelenzustandes, das in typischer Weise die Stimmung der Pubertätsjahre wiedergibt: „So wuchs ich in mein sechzehntes Jahr hinein. Unruhig, mit allem und mit mir selbst unzufrieden, ohne Liebe zu meinem Berufe, ohne Freuden, die meinem Alter angepaßt waren, verzehrt von Wünschen, deren Gegenstand ich nicht kannte, weinend ohne jeden Grund zu Tränen, seufzend ohne zu wissen worüber, kurz zärtlich an den Gedankenbildern meiner Phantasie hangend, da ich rings um sie nichts erblickte, was sie hätte aufwiegen können" (C. I.). Über diesen chaotischen sich in Gegensätzen verzehrenden Zustand, der für andere Menschen nur ein mehr oder weniger kurzes Durchgangsstadium bildet, ist Rousseau Zeit seines Lebens nicht ganz hinausgekommen. Auf der einen Seite der ungestüme Drang nach außen, die brennende Sehnsucht nach der Welt, das Bedürfnis in einem großen Zusammenhange aufzugehen und zu wirken, auf der anderen Seite unerfülltes Verlangen, Resignation, Rückkehr zu sich selbst, Weltverachtung und Pessimismus. Weltzuwendung und Weltabkehr, das sind die beiden großen Pole, zwischen denen er unablässig hin und her geschleudert seine Kräfte aufrieb. So ist er gewissermaßen in der Pubertät stecken geblieben, und ganz richtig bemerkt der sechzigjährige Greis über sich selbst: „Von seiner Jugend an hat er sich noch die gleichen Neigungen und Leidenschaften bewahrt, bis an das Ende seines Lebens hat er nicht aufgehört ein altes Kind zu sein" (D. II.).

Trotz der Flucht in die Phantasiewelt war der Druck der Lehrlingszeit allmählich unerträglich. Eines Tages, da er, durch Kameraden seinen Träumereien entrissen, draußen vor der Stadt spielte, fand er bei der verspäteten Rückkehr am Abend die Stadttore verschlossen. Es schien nichts anderes übrig zu bleiben, als am folgenden Morgen in die Stadt zurückzukehren. Aber aus Angst vor den bevorstehenden Prügeln, die er bei ähnlichen Gelegenheiten schon öfters bezogen hatte, wagte er nicht seinen Meister wieder aufzusuchen. Bei dem allgemeinen Widerwillen gegen seine Lebenslage wußte er sich rasch durch einen entscheidenden Entschluß der peinlichen Situation zu entziehen. Nichts hielt ihn zurück, also kehrte er kurzerhand seiner Vaterstadt den Rücken und begab sich auf die Wanderschaft. Die anfängliche Bestürzung machte bald einer gehobenen Stimmung Platz. Das Bewußtsein der Erlösung von allem Elend seines Lehrlingsdaseins, Abenteurerlust und sehnsüchtige Erwartung schwellten seine Brust. Von lieblichen Phantasien umgaukelt zog er ins Blaue hinein: „Voller Sicherheit betrat ich die unendliche Weite der Welt, meine Talente sollten sie bald erfüllen, auf jedem Schritt wollte ich Feste, Schätze, Abenteuer, dienstwillige Freunde und verliebte Frauen finden, die nach meiner Gunst strebten...... Meine Bescheidenheit spiegelte mir einen engen Kreis vor, in dem ich zu herrschen sicher war. Ein einziges Schloß genügte meinem Ehrgeiz: als Günstling des Herrn und seiner Gemahlin, als Geliebter des Schloßfräuleins, Freund des Bruders und Gönner der Nachbarn wollte ich mich zufrieden geben, nach mehr stand mein Verlangen nicht" (C. II.). Bald nach Verlassen des Genfer Stadtgebietes fiel der junge Weltreisende einem missionsfreudigen katholischen Priester in die

Hände. Halb durch Überrumpelung des redegewandten Pfarrers, der die eigenartige Situation geschickt zu nützen wußte, halb aus Neugier ließ sich Rousseau bewegen zur katholischen Kirche überzutreten. Nach getaner Arbeit verwies ihn der Pfarrer an eine in der Nähe wohnende Dame, die sich derartiger Konvertiten anzunehmen pflegte. Es war dies Madame de Warens, jene Frau, die für Rousseaus Leben eine so ungeheuere Bedeutung gewinnen sollte.

Frau von Warens, eine Dame aus altadeliger Familie, hatte sich einer unglücklichen Ehe durch Flucht entzogen und den Schutz des Königs von Savoyen angerufen. Dieser zeigte sich ihren Bitten geneigt. Er setzte ihr, nachdem sie zur katholischen Kirche übergetreten war, eine Pension aus und wies ihr den kleinen Ort Annecy als Wohnsitz an. Sie muß, wenn wir den Schilderungen Rousseaus Glauben schenken dürfen, eine überaus eigenartige Frau gewesen sein. Mit einer liebreizenden äußeren Erscheinung verband sie eine ungewöhnliche Herzensgüte und Offenheit. In aufopfernder stets hilfsbereiter Weise nahm sie sich aller derjenigen an, die sie um Unterstützung nachsuchten, und das waren nicht wenige, ohne je an ihren eigenen Vorteil zu denken. Trotz ihrer lückenhaften und wenig sorgfältigen Erziehung besaß sie neben den Umgangsformen der großen Welt einen beträchtlichen, bunt zusammengewürfelten Schatz an Kenntnissen, die vielleicht weniger tiefgründig als umfangreich waren. Durch ihre begeisterte Neigung zu Naturwissenschaften, Medizin und Pharmazie erhielt ihr Wissen eine für die Frauen damaliger Zeit ungewöhnliche Note. Große Vorliebe besaß sie für den Philosophen Bayle, verstand es aber dabei ganz gut die Anschauungen des großen Skeptikers mit einer stark mystischen, naiven und doch wieder weitherzigen Religiosität zu vereinigen. Ein lebhaftes Temperament trieb sie in nimmer rastender Vielgeschäftigkeit von einer Unternehmung zur anderen. Den Kopf stets voll von neuen Plänen verschwendete sie Geld und Kräfte in der unsinnigsten Weise, heute für dies und morgen für jenes. Ihr gastfreies Haus war der Treffpunkt aller Standespersonen und aller reisenden Gelehrten, aber auch aller Hochstapler und Vaganten, die sich die Freigebigkeit und grenzenlose Gutmütigkeit ihrer Wirtin wohl zunutze zu machen wußten. So kam es, daß sie schließlich bei vollständiger Zerrüttung ihrer Vermögensverhältnisse in Armut und Elend zugrunde ging. Wenn wir noch hinzufügen, daß sie nach Rousseaus Beschreibung nicht besonders groß und von rundlichen Formen war, so haben wir das Bild der hypomanischen Pyknikerin vor uns.

Der Eindruck, den die schöne Frau in ihrer gewinnenden liebenswürdigen Art schon beim ersten Zusammentreffen auf Rousseau machte, war überwältigend. Vom ersten Moment an hatte er, trotz seiner üblichen Befangenheit und der für ihn ungewöhnlichen Situation, gleich das vollste Zutrauen. In einem kurzen Zusammensein wuchs seine Neigung rasch und als er sich am anderen Morgen aufmachte, um nach Turin zu reisen und sich in der dortigen Katechumenenschule die für seinen Übertritt in die katholische Kirche notwendigen Kenntnisse anzueignen, trug er das Bild dieser Frau in seinem jungen liebebedürftigen Herzen. Das neue unerwartete und verheißungsvolle Abenteuer hatte die an sich schon gehobene Stimmung noch gesteigert. In Begleitung eines Vagabundenehepaares trat er eine romantische Alpenwanderung an: „Ich entsinne mich nicht, während meines ganzen Lebens je eine so vollkommen sorglose Zeit erlebt zu haben, wie diese 7 oder 8 Tage unserer Reise.... Das Tempo ging nicht über das eines gemächlichen Spazierganges hinaus. Die Erinnerung daran hat mir die lebhafteste Lust an allem, was mit dieser Reise zusammenhing bewahrt, vor allem ein Gefallen an Bergen und Fußwanderungen".

Nach seiner Ankunft in Turin kam Rousseau alsbald in das Katechumenenhospiz. Jetzt, da seine Bekehrung definitiv werden sollte, befielen ihn plötzlich lebhafte Gewissensbisse über seinen unbedachten Schritt. Aber nachdem er einmal A gesagt hatte, mußte er auch B sagen. Gänzlich hilf- und mittellos in der Gewalt der Priester blieb ihm nichts anderes übrig, als seine Bedenken zu beschwichtigen und in den Übertritt zur katholischen Kirche einzuwilligen. Nach vollendeter Ausbildung und feierlicher Taufe sah er sich plötzlich auf die Straße gesetzt, mitten in eine fremde ihm neuartige Welt. Solange seine geringen Schätze, die er auf den Weg bekommen hatte, ausreichten, war es ihm möglich, ein angenehmes Bummlerleben zu führen und die Sehenswürdigkeiten der Residenzstadt zu bestaunen. Ein reizendes unschuldiges Liebesabenteuer spielt in diese sorglosen Tage hinein. Dann mußte er sich nach Verdienst umsehen und fand auch in verschiedenen Häusern Arbeit in mehr oder weniger untergeordneten Stellungen. Eines seiner Erlebnisse dürfen wir hier nicht übergehen. In dem Hause der Gräfin Vercellis, dem Rousseau als eine Art Dienstbote angehörte, war bei dem Tode dieser Dame und der damit verbundenen Auflösung des Hausstandes eine große Aufregung ausgebrochen. Rousseau stahl, begünstigt durch den allgemeinen Trubel ein kleines rot-silbernes Band, welches sein Gefallen erregt hatte. Das Band wurde bei ihm gefunden und man stellte ihn darob zur Rede. Er leugnete jedoch den Diebstahl hartnäckig und gab an das Band von einem kleinen Küchenmädchen namens Marion geschenkt bekommen zu haben. Marion, mit dem Diebe konfrontiert, bestritt im Bewußtsein ihrer Unschuld unter Tränen die belastenden Aussagen. Trotz heftiger Vorwürfe von seiten des gekränkten Mädchens beharrte der in die Enge getriebene Rousseau hartnäckig auf seinen Angaben und die Angelegenheit blieb, da man keinem der Beteiligten etwas nachweisen konnte, ungeklärt. Hören wir welche Betrachtungen Rousseau selbst an diese kleine Episode knüpft: „Ich weiß nicht, was aus dem Opfer meiner Schändlichkeit geworden ist, aller Wahrscheinlichkeit nach war es ihr durch diesen Vorfall nicht leicht gemacht, eine andere gute Stellung zu finden. Es haftete eine in jeder Beziehung aufs grausamste verdächtigende Beschuldigung an ihr. Wenn der Diebstahl auch nur eine Kleinigkeit betraf, so blieb es doch immer ein Diebstahl, und was schlimmer war, er war begangen worden, um einen jungen Menschen zu verführen und die Verlogenheit und Verstocktheit gar, die sie bei so vielen Lastern noch bewiesen hatte, ließen nichts Gutes von ihr erwarten. Ich betrachte das Elend und die Verlassenheit nicht einmal als die größte Fährnis, in die ich sie gebracht hatte. Wer weiß, wohin die Verzweiflung über ihre verdächtigte Unschuld sie in ihren Jahren hat führen können? Wenn die Reue, sie unglücklich gemacht zu haben, schon unerträglich ist, so begreife man, was ich bei dem Gedanken leide, sie vielleicht noch schlechter gemacht zu haben, als ich selbst war. Die grausame Erinnerung quält mich bisweilen und bringt solches Entsetzen über mich, daß ich in schlaflosen Nächten das arme Mädchen an mich herantreten und mir mein Verbrechen vorhalten sehe, so als ob es erst gestern geschehen sei. Solange ich ruhig lebe, ist die Qual geringer, wird mein Leben aber stürmisch, so raubt sie mir den süßesten Trost aller unschuldig Verfolgten und läßt mich empfinden, was ich in irgendeinem meiner Werke ausgesprochen zu haben glaube, daß nämlich die Reue vom Glück eingelullt, vom Unglück aber angestachelt wird. Niemals habe ich indessen fertig bringen können mein Herz durch ein Geständnis an einen Freund zu erleichtern. Selbst die engste Vertraulichkeit hat mich nie dazu verleitet, auch der Frau Warens gegenüber nicht. Alles was ich über mich vermochte, war das Bekenntnis, daß ich mir eine schänd-

liche Handlung vorzuwerfen hätte, niemals aber habe ich gesagt, worin sie bestand. Die Last hat also bis auf den heutigen Tag ohne jede Erleichterung auf meinem Gewissen gelegen, und ich darf sagen, daß die Sehnsucht mich endlich wenigstens einigermaßen davon zu befreien sehr viel zu meinem Entschluß beigetragen hat, meine Bekenntnisse zu schreiben" (C. II.). Die Schilderung die Rousseau hier von der Wirkung seines Fehltrittes gibt, offenbart eine neue Seite seines Charakters, die überaus große Gewissenhaftigkeit und ethische Feinfühligkeit. Überall werden wir die scharfe Kritik an der eigenen moralischen Haltung mit ihren drückenden Gewissensqualen wiederfinden.

Durch die Auflösung des gräflichen Haushaltes ohne Beschäftigung, trieb sich Rousseau müßig in Turin herum. Schon nach kurzer Zeit gelang es ihm aufs neue in einem vornehmen Hause, bei einem Grafen Gouvon anzukommen. Hier wurde man bald auf seine Begabung aufmerksam, man bevorzugte ihn vor der übrigen Dienerschaft und beabsichtigte offenbar eine Art von Privatsekretär und Vertrauensperson der Familie aus ihm zu machen. Der Sohn des Hauses, ein junger hochgebildeter Abbé, nahm sich seiner persönlich an, begann ihn zu unterrichten und versuchte seinen Kenntnissen, besonders im Lateinischen, nachzuhelfen. Kurz, das Glück lächelte ihm und eine angenehme sorgenlose Zukunft schien gesichert. Seine Gönner hatten jedoch bei ihrer Berechnung Rousseaus Charakter nicht ganz richtig eingeschätzt. Als er nach einiger Zeit einen alten Genfer Bekannten traf, einen fröhlichen, umgänglichen, jungen Burschen seines Alters, schloß er sich mit der ihm eigenen rückhaltlosen Plötzlichkeit an jenen an. Er war von der neuen Freundschaft restlos hingerissen, vernachlässigte die geringen Pflichten im Hause seiner Herrschaft, und als sein Kamerad Miene machte aus Turin in die Heimat zurückzukehren, schloß er sich ihm kurzerhand an. Weder Drohungen noch Versprechungen konnten ihn zurückhalten. In der gleichen abrupten Art, mit der er ehemals seine Vaterstadt verlassen hatte, entzog er sich auch hier allen Verbindlichkeiten, ließ alle schönen Aussichten hinter sich und stürzte sich kopfüber in neue Abteneuer. Der neue Freund, die verlockenden Freuden der Alpenwanderung und am Ende dieser unvergessen und verheißungsvoll das Bild der Frau v. Warens: da gab es keinen Halt mehr.

Ehe wir mit unserem Helden zusammen Turin verlassen, müssen wir noch einmal einen Blick auf seine sexuelle Entwicklung werfen. Wir haben bereits erwähnt, daß sich bei Rousseau schon frühe eine lebhafte Sinnlichkeit geltend machte. Jetzt war er mannbar geworden und damit beginnen die Frauen in seiner Phantasie eine immer größere Rolle zu spielen. So fällt in die im Hause Gouvon verbrachte Zeit eine platonische Neigung zu der Enkeltochter des Hausherrn, die durch Rousseaus Ungeschicklichkeit ein jähes Ende fand. Daneben trieb ihn die ungestüme Gewalt der Libido, bei Unkenntnis der Sexualvorgänge, zu vereinzelten exhibitionistischen Akten und zur Masturbation. Stekel glaubt, in der Art, wie Rousseau in den Bekenntnissen mit unerhörter Offenheit sein ganzes Liebesleben geschildert hat, die Auswirkung exhibitionistischer Tendenzen erblicken zu können, eine Vermutung, der eine gewisse Wahrscheinlichkeit nicht abzusprechen ist. Wenn aber Stekel Rousseau außerdem noch starke homosexuelle Neigungen zuschreibt, so können wir dieser Behauptung nicht beipflichten. Wie Möbius und Demole können wir bei Rousseau keine greifbaren Zeichen von Homosexualität finden. Aus den Bekenntnissen ergibt sich, daß Rousseau homosexuelle Anträge jedesmal mit Ekel und Verständnislosigkeit abgelehnt hat, und aus der Tatsache allein, daß Rousseau von seinen jeweiligen Freunden

mit Enthusiasmus spricht, kann man unmöglich auf homosexuelle Neigungen schließen. Eine überschwengliche Art war Rousseau immer eigen, er spricht stets in Superlativen, ob es sich um seine Freunde handelt oder ob er irgend welche Naturschönheiten schildert, das bleibt sich ganz gleich.

Nach Jahresfrist traf Rousseau im Alter von siebzehn Jahren wieder in Annecy bei Frau v. Warens ein. Seinen Genfer Freund und Reisekameraden hatte er trotz aller Zuneigung kurz zuvor bei guter Gelegenheit rasch abgeschüttelt. Mit Wohlwollen wurde er als Gast im Hause seiner Beschützerin aufgenommen und gleich fühlte er sich, von Neigung und Zutrauen beseelt, ganz wie zu Hause. Rasch bildete sich ein eigenartiges Verhältnis hingebender Zärtlichkeit zwischen den beiden heraus. Sie wurde ihm zur „Mama“ und nannte ihn dafür „Kleiner“. „Ich finde, daß diese Namen“, sagt Rousseau, „die Art unseres Tones, die Einfachheit unseres Benehmens gegeneinander und vor allem die Beziehungen unserer Herzen aufs herrlichste wiedergeben. Sie war für mich die zärtlichste aller Mütter, welche nie ihr Vergnügen, sondern immer mein Bestes erstrebte.... In ihrer Nähe überkam mich niemals ein Schauder oder ein Verlangen, stets befand ich mich in einer beglückenden Ruhe und in beglückendem Genießen, ohne doch zu wissen, was ich genoß“ (C. III.).

So vergingen glückliche Tage. Da Frau v. Warens die Verpflichtung fühlte, ihren Kleinen einem Berufe zuzuführen, so wurde Rousseau den Bekannten des Hauses zur Begutachtung vorgestellt. Allgemein fand man ihn dumm, allerhöchstens zum Dorfpfarrer geeignet, eine Einschätzung, die sich Rousseau begreiflicherweise nicht gefallen lassen will. Im folgenden geben wir seine eigene Stellungnahme zu diesem Punkte: „Zwei fast unvereinbare Dinge verbinden sich in mir in einer mir völlig unbegreiflichen Weise: ein feuriges Temperament, heftige ja stürmische Leidenschaften und nur langsam entstehende, unklare Gedanken, die sich niemals im richtigen Augenblicke einstellen. Man könnte sagen, mein Herz und mein Verstand gehören nicht zu ein und demselben Menschen. Schneller wie der Blitz dringt die Empfindung in meine Seele und erfüllt sie, aber anstatt mich zu erleuchten versengt und blendet sie mich. Ich fühle alles und sehe nichts, ich bin im höchsten Grade erregt aber völlig benommen; zum Denken bedarf es bei mir des kalten Blutes. Erstaunlicherweise besitze ich dabei dennoch ein ziemlich sicheres Feingefühl, Scharfsinn und sogar Schlauheit. Wenn man mir Zeit läßt und ich mich vorbereiten kann, mache ich vortreffliche Gedichte, aber im Augenblick habe ich noch nie etwas von einigem Werte fertig gebracht oder gesagt. Brieflich würde ich z. B. eine ganz geistreiche Unterhaltung führen können, wie die Spanier ja auch durch die Post Schach spielen sollen. Diese mit der äußersten Lebhaftigkeit des Empfindens verbundene Langsamkeit des Denkens, ist mir nicht nur im Gespräch eigen, sondern auch, wenn ich allein bin und wenn ich arbeite. Die Gedanken ordnen sich in meinem Kopfe nur mit den unglaublichsten Schwierigkeiten, sie schwanken dumpf darin auf und nieder und fangen an zu gären, wodurch sie mich aufregen, erhitzen und mir Herzklopfen verursachen, und inmitten dieser großen Erregungen sehe ich doch nichts deutlich und würde nicht ein einziges Wort niederzuschreiben wissen. Ich muß warten. Unmerklich beschwichtigt sich dieses große Durcheinander, das Chaos klärt sich und jedes Ding kommt, wenn auch langsam und nach einem langen wirren Streben, an seinen Platz.... Daraus entspringt die ungeheuere Schwierigkeit, der ich beim Schreiben begegne. Meine durchgestrichenen, besudelten Manuskripte verraten die Mühe, die mich ihre Abfassung gekostet hat. Es gibt nicht eines, das ich nicht vier- oder fünfmal hätte

abschreiben müssen, ehe ich es in den Druck geben konnte.... Und nicht nur das Wiedergeben der Gedanken wird mir schwer, sondern auch das Fassen. Ich habe die Menschen studiert und halte mich für einen ziemlich guten Beobachter. Allein ich bin nicht imstande etwas von dem zu begreifen, was ich sehe, ich begreife nur das, dessen ich mich erinnere, und nur in meinen Erinnerungen bin ich klug. Von allem was man sagt, was man tut, was in meiner Gegenwart vorgeht, verstehe und durchdringe ich nichts. Einzig die äußeren Merkmale von allem fallen mir auf. Später jedoch tritt mir dann alles vor Augen, ich entsinne mich des Ortes, der Zeit, des Tones, des Blickes, der Gebärde, der Umstände und nichts entgeht mir.... Wenn ich schon allein mit mir so wenig Herr meines Geistes bin, so möge man erkennen, was aus mir im Gespräche wird, wo man, um treffend zu sprechen, augenblicks und auf einmal an tausend verschiedene Dinge denken muß. Der bloße Gedanke an so viele Notwendigkeiten, von denen ich doch mindestens eine außer acht zu lassen sicher bin, genügt, um mich einzuschüchtern. Ich begreife nicht einmal, wie man in einem geselligen Kreise überhaupt zu sprechen wagen kann, denn bei jedem Worte müßte man doch alle Menschen, die da sind, noch einmal bedenken, müßte alle Charaktere kennen und aller Geschichte, um mit einiger Sicherheit nichts auszusprechen, das einen der Anwesenden beleidigen könnte. Wer dauernd in der Gesellschaft lebt, erfreut sich hierin eines großen Vorteils: da er weiß, worüber man schweigen muß, ist er auch dessen sicherer, was er sagt, und dennoch entschlüpfen ihm nicht gar so selten Tölpeleien. Wer aber wie aus den Wolken in eine Gesellschaft hinabfällt, dem ist es unmöglich auch nur eine Minute lang ohne schlimme Folgen für sich zu sprechen. Im Beisammensein zu zweien herrscht ein anderer Mißstand, den ich noch schlimmer finde, nämlich die Notwendigkeit dauernd zu sprechen. Wenn man gefragt wird, muß man antworten und schweigt der andere, so muß man sprechen. Dieser unerträgliche Zwang allein würde mir alle Geselligkeit zuwider gemacht haben. Für mich gibt es keine schrecklichere Pein, als die Verpflichtung, auf der Stelle und ohne Unterbrechung zu sprechen. Ich weiß nicht, ob dies mit meiner tödlichen Abneigung gegen jegliche Abhängigkeit zusammenhängt, aber die Notwendigkeit, daß ich sprechen muß, genügt vollkommen, um mich eine Dummheit sagen zu lassen. Noch verhängnisvoller für mich ist, daß ich, statt mich aufs Schweigen zu verstehen, wenn ich nichts zu sagen habe, dann, um meine Schulden früher zu bezahlen, eine wahre Sprechwut bekomme. Hastig stottere ich sehr schnell ein paar gedankenlose Worte heraus und bin glücklich, wenn sie wirklich wenigstens gar keinen Sinn haben.... Dies glaube ich, wird genügen, verständlich zu machen, wie ich, obgleich ich kein Dummkopf war, doch oft dafür gegolten habe, selbst bei Leuten, die Urteil besaßen, und zwar um so eher, als mein Gesicht und meine Augen das Gegenteil versprachen und die enttäuschte Erwartung meine Torheit größer erscheinen ließ. *Diese Einzelheiten, die ich um einer besonderen Gelegenheit willen angeführt habe, werden auch für das Folgende nicht unnütz sein. Sie enthalten den Schlüssel zu gar vielen seltsamen Dingen, die man mich hat tun sehen und die man meiner Menschenscheu zuschreibt, die mir durchaus nicht eigen ist. Ich würde die Geselligkeit wie jeder andere lieben, wenn ich nicht sicher wäre mich darin nicht nur zu meinem Nachteile, sondern auch völlig anders zu zeigen, als ich bin.* Das Teil, das ich erwählt habe, nämlich mich zu verstecken und zu schreiben, paßt wirklich am vortrefflichsten zu mir". Wir haben Rousseau eben ziemlich lange sprechen lassen, denn es handelt sich hier, wie man auch aus den

letzten prophetischen Worten des Zitats entnehmen kann, um wichtige Dinge. Was er hier über seine lebhafte Affektivität und den gleichzeitigen Mangel an Ausdrucksfähigkeit gesagt hat, ist für das Verständnis seiner Persönlichkeit überaus wichtig. Wir werden sehen, wie besonders das Unvermögen sich im Umgang mit anderen Menschen natürlich zu geben und die daraus resultierende Schüchternheit und Befangenheit im späteren Leben für ihn eine unheilvolle Bedeutung gewonnen hat.

Das Urteil über seine Begabung war also ungünstig ausgefallen, und da der Dorfpfarrer das höchste für ihn erreichbare Ziel sein sollte, so gab Frau v. Warens ihren Schützling zur weiteren Ausbildung in das Priesterseminar des Orts. Hier lernte er jedoch nach eigenem Geständnis wenig und begründet dies damit, daß er nie von einem Lehrer habe etwas lernen können, sondern nur als Autodidakt Erfolge gehabt habe. Dafür erwachte in ihm jetzt die Liebe zur Musik. Die ersten Anregungen hatte er von seiner Freundin empfangen und diese veranlaßte auch, nachdem die Unfruchtbarkeit des Seminarstudiums offenbar geworden war, seine Unterbringung bei einem Musikmeister, unter dessen Anleitung in ihrem eigenen Hause eifrig musiziert wurde. Allzu lange sollte die glückliche Zeit jedoch nicht dauern. Als der Musikmeister, in einen Streit verwickelt, sich zur Flucht aus Annecy entschloß, wurde Rousseau zu seinem Begleiter erkoren. Beide kamen sie zusammen bis nach Lyon, als Rousseau alleine wieder zurückkehrte, fand er zu seiner großen Bestürzung das Haus der Frau v. Warens leer; sie war nach Paris abgereist. Allein das Kammermädchen der gnädigen Frau traf er noch an, und als diese, weil von der Herrin keine Nachricht eintraf, sich zur Reise in ihre Heimat anschickte, begleitete er sie nach Freiburg. Während dieser Reise nahm die verliebte Jungfer Rousseau Nacht für Nacht zu sich in ihre Stube, ohne daß dieser in seiner Befangenheit auch nur den Versuch gemacht hätte, sich ihr zu nähern.

Mit dem Aufbruch von Annecy beginnt ein buntes, abwechslungsreiches Vagabundenleben. Von Freiburg zog Rousseau nach Lausanne und versuchte sich dort als Musiklehrer, ohne die genügenden Kenntnisse zu diesem Berufe zu besitzen, weshalb sich die Erfolge natürlich auch in mäßigen Grenzen hielten. Erst allmählich erwarb er sich durch den Unterricht selber einige Fertigkeit in Ausübung der Musik. Von Lausanne aus besuchte er auch Vevey, die Geburtsstadt „Mamas". Die Stimmung welche ihn bei dieser Wanderung entlang des Genfer Sees beherrschte, geben wir hier, da sie für Rousseaus einsame Stunden überaus charakteristisch ist mit seinen eigenen Worten wieder: „Während dieser Reise nach Vevey überließ ich mich, das schöne Ufer entlang wandelnd der süßesten Schwermut; mein Herz durchlebte feurig tausend unschuldige Glückseligkeiten. Wehmut überkam mich, ich schluchzte und weinte wie ein Kind. Wie viele Male habe ich mich nicht, wenn ich mich um freier zu weinen auf einen großen Stein setzte, an dem traurigen Spiele ergötzt, meine Tränen ins Wasser tropfen zu sehen" (C. IV.). Da er in Lausanne nicht genügend Verdienst fand, zog er nach Neuchâtel, wo sich die Schüler dann auch in etwas größerer Zahl einstellten. In der Nähe dieses Ortes geriet Rousseau bei einem Spaziergang in die Hände eines Hochstaplers, der sich als griechischer Prälat und Archimandrit von Jerusalem ausgab und es verstand vermittelst dieses Titels dem Publikum ansehnliche Gelder aus der Tasche zu locken, die angeblich zur Wiederherstellung des heiligen Grabes dienen sollten. Rousseau ließ sich von ihm beschwätzen und zog im besten Glauben als Dolmetscher mit dem Gauner zusammen durchs Land. Bis Solothurn ging die Reise gut. Dort wurden die beiden

jedoch von dem französischen Gesandten abgefangen und Rousseau, dessen Unschuld bald erkannt war, von seinem Archimandriten getrennt. Mit Billigung des Gesandten, der sich seiner freundlich angenommen hatte, zog Rousseau nun weiter nach Paris, um dort Soldat zu werden und — Frau von Warens wieder zu finden. Diese vierzehntägige Fußreise zählt Rousseau zu den schönsten Zeiten seines Lebens. Er spricht über sie ebenso begeistert, wie über seine Alpenwanderungen: „Ich war jung", erzählt er, „und gesund, hatte leidliches Geld und große Hoffnungen, ich reiste zu Fuß und reiste allein. Über die Aufzählung dieses letzteren Vorteils könnte man sich verwundern, wenn man sich mit meiner Gemütsart nicht schon hätte vertraut machen müssen. Meine süßen Traumgespinste leisteten mir Gesellschaft und die Glut meiner Einbildungskraft hat niemals herrlichere gezeugt. Wenn man mir einen leeren Platz im Wagen anbot, oder mich jemand unterwegs ansprach, so schaute ich verdrießlich drein, aus Furcht den Turm meines Glücks, an dem ich im Wandern gerade gebaut, einstürzen zu sehen. Diesmal waren meine Gedanken martialisch gestimmt. Ich sollte mich ja einem Soldaten beigesellen, und selbst Soldat werden, denn man war dahin übereingekommen, daß ich meine Laufbahn mit der Stellung eines Kadetten beginnen müsse. Schon sah ich mich in Offizierstracht mit einem schönen weißen Federbusch über dem Kopfe. Mein Herz schwoll bei diesem stolzen Gedanken. Ich hatte einige oberflächliche Kenntnisse in der Geometrie und der Befestigungslehre, hatte einen Kriegsbaumeister zum Onkel und gehörte also sozusagen zum Handwerk. Meine Kurzsichtigkeit bildete vielleicht ein kleines Hindernis, das mich jedoch nicht allzu sehr bekümmerte, ich wollte den Mangel schon durch Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit ersetzen. Wie ich gelesen hatte, war der Marschall Schomburg äußerst kurzsichtig gewesen, warum sollte es der Marschall Rousseau nicht auch sein? Durch derlei Narrheiten geriet ich so in Hitze, daß ich nur noch Truppen, Wälle, Schanzkörbe und Batterien und mich selber mitten im Feuer und Pulverdampf sah, wie ich ruhig, das Fernglas in der Hand meine Befehle erteilte. Sobald ich jedoch freundliche Gegenden durchwanderte und Gehölze und Bäche sah, preßte mir dieser rührende Anblick Seufzer der Reue aus. Mitten in meinem Kriegsruhme fühlte ich, daß mein Herz für solches Getümmel nicht geschaffen sei und ehe ich mich dessen versah, stak ich wieder in meinen geliebten Schäfereien, für immer auf die Taten des Kriegsgottes verzichtend" (C. IV.). Welch große Bedeutung dieses Aufgehen in einer selbstgeschaffenen Phantasiewelt für Rousseau besaß, erhellt aus der Bemerkung, die er hier an dieser Stelle über seine Fußwanderungen ganz im allgemeinen anfügt: „Niemals, sagt er, habe ich so viel gedacht, nie bin ich von der Tatsache meines Daseins, meines Lebens, wenn ich so sagen darf, meines Ichs, so erfüllt gewesen, als auf meinen einsamen Fußwanderungen" (C. IV.). Der Anblick von Paris wurde für ihn eine schwere Enttäuschung. Die berühmte Metropole hatte er sich weit großartiger vorgestellt, Straßen, Theater, Paläste entsprachen nicht im entferntesten seinen hochgespannten Erwartungen: „denn es ist den Menschen unmöglich und der Natur vielleicht schwer, meine Phantasie an Reichtum und an Fülle zu überbieten" (C. IV.). Noch größer aber war seine Enttäuschung, als das heiß ersehnte Wiedersehen mit Frau v. Warens ausblieb; sie hatte Paris bereits wieder verlassen.

Da es auch mit der Offizierskarriere nichts war, so kehrte er Paris den Rücken und zog den Spuren der geliebten Frau nach. In Chambery bei Genf traf er sie wieder, ebenso liebreizend, gütig und wohlwollend, wie er sie vor Jahresfrist verlassen hatte. An ihrer Seite durchlebte er nun einen glücklichen,

neun Jahre lang dauernden Abschnitt seines Lebens. Mama hatte für den Ankömmling bereits Vorsorge getroffen. Ein Posten als Geometer bei der Landesvermessung sollte ihm die nötigen Mittel für seinen Lebensunterhalt verschaffen. Wie immer stürzte sich Rousseau mit Eifer auf seinen neuen Beruf, mit Interesse arbeitete er sich in die notwendigen mathematischen Methoden ein, während er seine freie Zeit in traulichem Verkehr mit der mütterlichen Freundin zubrachte. Daß die trockene Büroarbeit Rousseau auf die Dauer nicht fesseln konnte, begreifen wir nach den bisherigen Erfahrungen leicht. Wiederum war es die Musik, welche ihn von seinen Pflichten immer mehr abzog und ihn schließlich nach zweijährigem Ausharren dazu brachte, auch diesen Beruf an den Nagel zu hängen, um sich ganz der Kunst zu widmen. Inzwischen hatte er als Musiker auch manches gelernt, so daß er nun als Gesangslehrer weit mehr Anklang fand, als bei seinen früheren Versuchen. Die vornehmen Familien des Städtchens öffneten ihm ihr Haus und Rousseau führte als Lehrer zahlreicher junger Schülerinnen, die er alle gleich reizend fand, ein Leben, das ihm begreiflicherweise mehr zusagte, als die eintönige Rechenarbeit des Geometers. Der tägliche nahe Umgang mit all den jungen Mädchen und Frauen, von denen manche auf den hübschen, noch ganz unschuldigen Jungen ein begehrliches Auge geworfen hatte, bedeutete eine große Gefahr, und Frau v. Warens, die den Zeitpunkt, wo er der Verführung unterliegen mußte, voraussah, machte ihn, um Schlimmeres zu verhüten, zu ihrem Geliebten. Wie Rousseau behauptet aus rein altruistischen Motiven. Unter dem Einfluß ihres ersten Liebhabers, eines Herrn v. Tavel, dem sie einen großen Teil ihrer Bildung verdankte, war sie zu der Ansicht gekommen, daß der Sexualverkehr eine an sich bedeutungslose Sache sei, wenn man es nur verstehe, Ärgernis zu verhüten, eine Lehre, die bei ihr um so leichter Eingang fand, als sie nach Rousseaus Versicherungen vollkommen frigide war. Sie war daher in ihren Gunstbezeugungen wenig skrupulös, wenn es galt, junge Leute, für die sie ein menschliches Interesse gewonnen hatte, an sich zu fesseln. Rousseau, der bisher gewohnt war, seine zärtlich geliebte Mama ohne jede Begehrlichkeit zu betrachten und sich rein als Sohn einer gütigen Mutter fühlte, war durch die unerwartet rasche Änderung der Lage in einen peinlichen Zwiespalt der Gefühle versetzt: „Mir war zu Mute, als ob ich einen Inzest beginge". Der bittere Einschlag in das neue Glück wurde dadurch vermehrt, daß Rousseau nicht der einzige war, der sich der Gunst dieser merkwürdigen Frau zu erfreuen hatte; neben ihm nahm Claude Anet, das Faktotum des Hauses, den gleichen Rang ein. Immerhin trug die gesteigerte Intimität der Beziehungen dazu bei das Verhältnis der beiden noch enger zu schmieden. Frau v. Warens ließ sich die Erziehung ihres Liebhabers noch mehr angelegen sein und weihte ihn vorbehaltlos in ihre ganze Lebensweisheit ein. Daneben mußte der junge Mann aber auch Tanzen und Fechten lernen. Zum Tanzen erwies er sich jedoch zu ungeschickt, wegen der Hühneraugen, wie er selbst meint, und am Fechten fand er vollends keinen Gefallen. Wie man auf „die Kunst einen Menschen zu töten" stolz sein könne, das war für sein empfindsames Gemüt unbegreiflich. Geistige Anregung empfing er nebenher noch von anderer Seite. Im Umgang mit einem Herrn von Conzié machte er nähere Bekanntschaft mit Literatur und Philosophie. An der Hand von Voltaires „Briefen über die Engländer" drang Rosseau damals in die Gedankenwelt seiner Zeit ein und legte den Grund zu seiner späteren Lebensarbeit.

Trotz der überaus günstigen äußeren Umstände war Rousseau nicht restlos glücklich. Er verfiel allmählich in einen leidenden Zustand. Er bekam angeblich Fieber und spuckte Blut, so daß man versucht sein könnte, an eine Tuberkulose

zu denken. Wie aber schon Möbius nachgewiesen hat, handelte es sich lediglich um nervöse Beschwerden. Rousseau selbst führt die Krankheit auf sein leidenschaftliches Temperament zurück, und es ist wohl verständlich, daß der stete innere Kampf um das menschlich schöne, aber sexuell unbefriedigende Verhältnis zu seiner Freundin, wie ihn Rousseau anschaulich geschildert hat, sowie die Sorgen um den zunehmenden wirtschaftlichen Verfall der Frau v. Warens dazu angetan waren, den zart besaiteten und ängstlichen jungen Mann herabzustimmen und zu allerhand hypochondrischen Beschwerden zu führen. Als es Rousseau wieder etwas besser ging, machte er seiner Freundin den Vorschlag, aus dem unfreundlichen Stadthause, das ihm schon wegen des großen Trubels, der dort ständig herrschte, zuwider war, aus Gesundheitsrücksichten aufs Land hinaus zu ziehen. Bereitwillig wie immer ging Mama auf den neuen Plan ein, es wurde draußen vor der Stadt ein kleines Landgut „Les Charmettes" gemietet, das so versteckt und einsam lag, „als wäre man hundert Meilen von der Stadt entfernt". In einem schmalen Tal, inmitten von Gärten entzückend gelegen, war dieser Ort so recht nach Rousseaus Geschmack. „Am ersten Tag, als wir dort schliefen, wußte ich mich vor lauter Freude kaum zu lassen", erzählt er, „O Mama, sprach ich zu meiner geliebten Freundin, indem ich sie in meine Arme schloß und sie mit Tränen der Rührung und der Freude benetzte, hier ist Glück, hier ist Unschuld; wenn wir beides hier nicht finden, brauchen wir es sonst nirgends zu suchen". Es beginnt nun eine köstliche Zeit, „die einzige, die auch mir ein Recht gegeben hat zu sagen, ich habe gelebt" (C. VI.). Rousseau entwirft von diesen Tagen des Glückes enthusiastische Schilderungen: „Ich stand mit der Sonne auf und war glücklich, ich ging spazieren und war glücklich, ich sah Mama und war glücklich, ich durchstreifte die Wälder, die Wiesenmatten, irrte durch die Täler, las, war müßig, arbeitete im Garten, pflückte Früchte, half im Haushalte und überall hin folgte mir das Glück: es lag in keinem Dinge, sondern tief in mir selber und konnte mich für keinen Augenblick verlassen". Die gesuchte Gesundheit stellte sich jedoch nicht ein, im Gegenteil, Schlaflosigkeit, Herzklopfen, Ohrensausen und Kurzatmigkeit kamen hinzu, das Übel verschlimmerte sich immer mehr, die Körperkraft nahm, wie er meint, zusehends ab, so daß er den Tod vor Augen sah. Es bemächtigte sich seiner eine resignierte wehmütige Stimmung. Er hatte mit dem Leben abgeschlossen und war bestrebt, den verbleibenden kurzen Rest auf das beste auszufüllen. Bei seiner Freundin fand er tröstenden religiösen Zuspruch und nebenher vertiefte er sich in philosophische und wissenschaftliche Werke. Dieses Selbststudium füllte ihn neben dem immer innigeren Umgang mit seiner Freundin und einigen leichteren landwirtschaftlichen Arbeiten ganz aus. Mit größtem Interesse stürzte er sich auf die Philosophie seiner Zeit. Die Logik von Port-Royal, Locke, Malebranche, Leibniz und Descartes verarbeitete er der Reihe nach und fand dabei immer noch Zeit, sich mit Geometrie, Algebra, Astronomie und Geographie zu befassen. Ganz allein als Autodidakt hat er in dieser Zeit umfassende Kenntnisse auf den verschiedensten Wissensgebieten erworben. Schließlich verfiel er zu seinem Unglück noch darauf, medizinische Werke zu studieren. Im Anschluß an diese Lektüre, durch die seine Aufmerksamkeit erst recht auf die mannigfachen nervösen Beschwerden gelenkt wurde, erwuchs bei ihm die Vorstellung an einem Herzpolypen zu leiden. Die erneuten Ängste, in welche ihn dieses neue Übel stürzte, ließen in ihm den Entschluß reifen, die Ärzte der berühmten medizinischen Fakultät zu Montpellier zu konsultieren. Mama unterstützte ihn wie stets in allen seinen Plänen bereitwilligst, und so zog er wiederum auf Reisen.

Die neue Reise wurde durch die Bekanntschaft einer Dame, die vermittelst ihrer vollendeten Verführungskünste die Schüchternheit des rasch entflammten Rousseau erfolgreich zu besiegen wußte, sehr ergötzlich. Im Handumdrehen hatte er sowohl die zurückgebliebene Freundin, wie seinen leidenden Zustand vollständig vergessen und erst nach der Ankunft in Montpellier fand er Zeit, wiederum darauf zu denken. Da die Heilung trotz der gewissenhaft ausgeführten Kur keine rechten Fortschritte machen wollte, so reiste er nach Verlauf von zwei Monaten wieder zurück zu Mama. Das Wiedersehen gestaltete sich jedoch ganz anders, als er erwartet hatte. Der Empfang war überraschend kühl, und als er sich näher umsah, fand er zu seinem Entsetzen einen anderen jungen Mann vor, der während seiner Abwesenheit in die bisher von ihm innegehabte Stelle eingerückt war. Sein Platz war besetzt. Rousseau war aus allen Himmeln gefallen; das alte vertrauliche Verhältnis war unwiederbringlich zerstört und schweren Herzens machte er sich daran die Stätte, die ihm zur zweiten Heimat geworden war, zu verlassen. Er begab sich nach Lyon und nahm dort im Hause eines Herrn von Mably den Posten eines Hauslehrers an. Die nötigen Kenntnisse hatte er sich zwar durch eifriges Studium angeeignet, aber wie stets, so erlebte er auch in diesem Beruf ein völliges Fiasko. Er, der später als Verfasser des Emil das grundlegende pädagogische Werk schuf, erwies sich als gänzlich ungeeignet zum Erzieher: „Ich besaß", so sagt er, „für einen Erzieher ungefähr die nötigen Kenntnisse und, wie ich glaubte, auch eine persönliche Begabung. Während des Jahres, das ich bei Herrn von Mably zubrachte, hatte ich vollauf Zeit, mich von diesem Wahn zu heilen. Die Sanftheit menies Charakters hätte mich zu diesem Berufe sehr geeignet gemacht, wenn nicht stets plötzliche Zornausbrüche mit ihrem Sturme dazwischen gefahren wären. Solange alles gut ging und ich sah, daß meine Sorgfalt und Mühe, an der ich es damals wirklich nicht fehlen ließ, Ersprießliches wirkten, war ich ein Engel, wurde aber zum Teufel, sobald nicht alles nach meinem Sinn ging.... Mit Geduld und Kaltblütigkeit wäre ich vielleicht weiter gekommen, aber da es mir an beidem gebrach, konnte ich nichts Nennenswertes ausrichten, und meine beiden Zöglinge mißrieten einigermaßen" (C. VI.). Nach Jahresfrist gab er die unersprießliche Tätigkeit auf. Ein vorübergehender Besuch bei Frau v. Warens trug nur dazu bei, ihn über den endgültigen Verlust dieser Frau zu vergewissern. Aufs neue von der Stätte seines ehemaligen Glückes vertrieben, zog er im Herbst des Jahres 1741 im Alter von neunundzwanzig Jahren zum zweiten Male in der Hauptstadt Paris ein.

Mit diesem Schritt tritt Rousseau in eine Episode seines Lebens ein, die eine grundlegende Veränderung der äußeren Lebensbedingungen mit sich brachte und so für seine seelische Entwicklung von höchster Bedeutung wurde. Ehe wir nun das Schicksal Rousseaus weiter verfolgen, wollen wir daher unsere bisherige fortlaufende Schilderung unterbrechen und rückschauend versuchen, unter einigen Ergänzungen, die bisher bekannten Tatsachen zu einem geschlossenen Charakterbild zusammenzufassen.

Die ursprüngliche charakterologische Struktur.

Es ist bei der gegenwärtigen Lage der Forschung mißlich, an eine wissenschaftliche Charakteranalyse heranzutreten. Irgendwelche allgemein anerkannten Grundsätze, auf welche sich aufbauen ließe, existieren kaum, ganz zu schweigen von einem befriedigenden System, in das sich der Einzelfall einigermaßen einordnen ließe. Es bleibt also nichts übrig, als zunächst einmal ziemlich will-

kürlich einige besonders auffallende Züge herauszugreifen und darauf bauend zu versuchen, eine gewisse Verbindung mit den Anschauungen der Autoren zu gewinnen.

Aus der bisherigen Beschreibung des Lebenslaufes hebt sich als charakteristisch eine mangelhafte Ausdrucksfähigkeit heraus, die besonders im Verkehr mit anderen Menschen in Form von Schüchternheit und Befangenheit zutage trat und so groß war, daß Rousseau von oberflächlicheren Beobachtern sogar für dumm gehalten werden konnte. Diese ganz primäre mangelhafte Fähigkeit, den eigenen Strebungen und Gedanken Ausdruck zu verleihen, ist nicht nur dem jugendlichen Rousseau eigen, sondern hat sich bis ins hohe Alter hinein erhalten. Seine Selbstschilderungen sind von vorn bis hinten voll von beweglichen Kla en über seine Unbehilflichkeit und Tölpelhaftigkeit im Umgang mit anderen Menschen. Besonders stellte sich diese stets mit einem gewissen Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit verbundene Erscheinung natürlich im Verkehr mit solchen Personen ein, die gerade an die gesellschaftliche Gewandtheit höhere Ansprüche erhoben. So sagt der alternde Rousseau in seinen Dialogen von sich selbst: „Er, der nur unklar, schwerfällig und kraftlos alltägliche Dinge vorzubringen weiß, scheint stets vom Sprechen ermüdet, selbst dann, wenn er wenig spricht, offenbar weil er nur schwer versteht; denn es kommt vor, daß er so gut wie gar nichts versteht, besonders wenn es sich um irgendwelche feinsinnigen Bemerkungen handelt, auf welche er nie passend zu antworten weiß. Wenn er einmal zufällig ein glückliches Wort gefunden hat, ist er darüber so erfreut, daß er es ewig wiederholt, bloß um etwas zu sagen zu haben. In der Unterhaltung würde man ihn nicht für einen Denker voll von neuen lebendigen Gedanken halten, der sich mit Kraft und Genauigkeit auszudrücken weiß, sondern für einen Schuljungen, der um die Wahl seiner Worte verlegen ist, und unter der Anmaßung der gescheiteren Leute leidet.... Fast immer habe ich ihn schwerfällig im Denken und ungeschickt im Ausdruck gefunden, endlos nach dem richtigen Worte ringend, welches ihm niemals kam. Durch eine schlechte Art sich auszudrücken, versteht er es, Gedanken, die an sich schon wenig klar sind, in einen noch größeren Nebel einzuhüllen" (D. II.). Diese elementare Ausdrucksunfähigkeit konnte geradezu groteske Formen annehmen, so wenn es galt öffentlich zu reden, eine Kunst, die Rousseau nie in seinem Leben erlernt hat. Das Bewußtsein, die Aufmerksamkeit einer großen Versammlung auf seine Person zu lenken, war ihm unerträglich und ließ ihn sofort alle Haltung verlieren. Im letzten Buche seiner Bekenntnisse schildert Rousseau, der damals ein Schriftsteller von europäischem Rufe, einer der bedeutendsten Köpfe seiner Zeit war, wie er gezwungen werden sollte, sich während seines Aufenthaltes in Motiers vor dem dortigen Konsistorium wegen seiner religiösen Anschauungen zu verteidigen. Seine Verteidigungsrede hatte er mit Sorgfalt aufgesetzt und in den Tagen vorher mit ängstlichem Eifer auswendig gelernt. Als es jedoch zum Klappen kam und er vor die Versammlung treten sollte, war alles wie weggeblasen. Bei einer Probe brachte er nur noch stammelnd einige Worte heraus und am Ende blieb ihm nichts anderes übrig, als sich schriftlich bei dem aus einigen Landgeistlichen und Bauern bestehenden Konsistorium wegen seines Ausbleibens zu entschuldigen. Es war aber durchaus keine große Versammlung oder eine hochgestellte Persönlichkeit nötig, um den großen Denker in derartige Verlegenheiten zu bringen, ein kleines Kind konnte, wie er dies selbst bezeugt hat, genau die gleiche Wirkung hervorbringen.

Man wird verstehen, daß Rousseau, der sich auf diese Weise im Verkehr mit anderen Menschen vielfach beengt und bedrückt fühlte, nie großen Geschmack

an der Geselligkeit gefunden hat. Nur selten unter besonders günstigen Bedingungen gelang es ihm, mit seinen Mitmenschen in befriedigenden Kontakt zu kommen, vielfach wußte er mit seiner Umgebung nichts rechtes anzufangen und war unfähig, sich in ihr zurecht zu finden. Unter diesen Umständen war er auf den Verkehr mit sich selber angewiesen, und hier kam ihm eine andere Fähigkeit zu Hilfe, der wir im vorhergehenden schon mehrfach begegnet sind, seine eminente Phantasiebegabung. „Ich habe niemals", sagt Rousseau, „auch beim größten Müßigang nicht, das kennen gelernt, was man Langeweile heißt: meine Phantasie erfüllte stets jede Leere und reichte vollkommen aus mich zu beschäftigen" (C. XII.). Auch im folgenden werden wir häufig sehen können, wie Rousseau aus der unfreundlichen Wirklichkeit, die er zu meistern außerstande war, immer wieder in seine beglückende Traumwelt zurückkehrte, wo er sich als souveräner Herrscher unbehelligt, sicher, frei und geborgen fühlt. „Begabt mit einem empfindsamen Gemüt", sagt Rousseau von sich selbst, „und einer sehr lebhaften Einbildungskraft, aber langsam im Denken, nur mühsam seine Worte ordnend, wird er Situationen, die ihm peinlich sind, fliehen und dafür angenehme aufsuchen. Er wird sich im Gefühl seiner Überlegenheit gefallen und dies ganz nach seinem Belieben in köstlichen Träumereien genießen, den größten Widerwillen wird er aber dagegen bezeigen, in Versammlungen sein linkisches Benehmen zur Schau zu tragen. Die unnütze dauernde Anstrengung der Aufmerksamkeit auf das Gespräch, der stetigen geistigen Anspannung und Antwortsbereitschaft wird ihm die gleichgültigen Gesellschaften ebenso ermüdend wie unangenehm machen" (D. II.). Die Bedingungen zu einer derartigen Abkehr von der umgebenden Welt und zur Versenkung in ein eigenes selbstgeschaffenes Traumreich waren, wie man aus der bisherigen Schilderung des Lebenslaufes ersieht, reichlich gegeben. „Seit den ersten Lebensjahren hat alles dazu beigetragen, seine Seele von den Orten, die der Körper bewohnte, loszulösen und sie in jene ätherischen Regionen zu erheben" (D. II.). Je mehr er sich von seinen Mitmenschen absonderte, um so enger wurde sein Verhältnis zur Natur. Für seine Naturschwärmerei haben wir schon die verschiedensten Beispiele kennen gelernt. Dort wo keine Forderungen an ihn gestellt wurden, in der Einsamkeit des Waldes, im Hochgebirge, inmitten der Reize einer lieblichen Landschaft fühlte er sich erst ganz heimisch; hier bot die Umwelt seiner Phantasie reichliche Anregung, ohne sich gleichzeitig unliebsam bemerkbar zu machen. Hier in der freien Natur war er ganz er selbst und konnte sich unbekümmert dem Spiele seiner Phantasiebilder hingeben, sich in beglückende, ja ekstatische Zustände hineinversetzen, die ihm die Erfüllung aller von der Wirklichkeit versagten Wünsche vorspiegelten. Rousseau beschreibt diese Zustände folgendermaßen: „Es gibt einen Zustand, in dem sich die Seele in eine Lage versetzt sieht, die beharrlich genug ist, um ganz darin auszuruhen und sein ganzes Wesen zu sammeln, ohne der Erinnerung an die Vergangenheit und des Ausblicks auf die Zukunft zu bedürfen, ein Zustand, in dem die Zeit nichts für die Seele bedeutet, wo die Gegenwart immer dauert, ohne daß sich diese Dauer bemerkbar macht, ohne daß sich irgendein Eindruck zeitlicher Folge, ohne daß sich irgendein anderes Gefühl der Entbehrung, des Genusses, der Freude oder des Leids, der Begierde oder Furcht vorfindet, als ganz allein das Gefühl unserer Existenz. Solange dieser Zustand dauert, kann sich der Träger desselben glücklich nennen. Dabei ist es kein unvollkommenes, armseliges und relatives Glück, wie man es in den Freuden dieser Welt findet, sondern ein ausreichendes, vollkommenes und vollendetes, das in der Seele keinen leeren Raum zurück läßt, nach dessen Ausfüllung sie ein Bedürfnis verspüren würde...

Was genießt man in einer derartigen Lage? Nichts was außer der eigenen Persönlichkeit liegt, nichts, als allein sich selbst und seine eigene Existenz; solange der Zustand dauert, genügt man sich selbst wie Gott.... Das Gemüt muß sich dabei in Frieden befinden und keine Leidenschaft darf kommen und diese Ruhe stören. Dazu bedarf es bestimmter Vorbedingungen von seiten dessen, der diese Zustände erfährt und im Zusammenspiel der umgebenden Gegenstände. Es darf dazu weder völlige Ruhe noch allzu große Erregung herrschen, dagegen ist eine gleichartige mäßige Bewegung nötig, die weder Erschütterungen noch zeitweiliges Nachlassen aufweist. Ohne Bewegung ist das Leben ein Totenschlaf. Wenn die Bewegung ungleichmäßig oder zu stark ist, weckt sie auf und stört die Reize der Träumerei, indem sie uns an die Umwelt erinnert, sie entreißt uns unserem Innern, um uns augenblicklich unter das Joch des Schicksals und der Menschen zu beugen und uns dem Bewußtsein unseres Unglückes auszuliefern. Ein vollkommenes Schweigen führt zur Traurigkeit und bietet uns das Bild des Todes. Also ist die Hilfe einer lachenden Einbildungskraft nötig und bietet sich ganz natürlich denen dar, die der Himmel damit beschenkt hat. Die Bewegung, die nicht von außen kommt, spielt sich also im Innern ab. Die Ruhe ist dann freilich geringer, aber es ist auch angenehmer, wenn leichte und liebliche Bilder, ohne den Grund der Seele aufzurühren, nur sozusagen die Oberfläche kräuseln. Und man braucht nur genug davon, um sich seiner selbst zu erinnern und alle seine Leiden zu vergessen. Diese Art von Träumerei läßt sich überall kosten, wo man ruhig sein kann, und ich habe oft gedacht, daß ich in der Bastille oder sogar in irgendeinem Kerker, wo mein Auge keinen Gegenstand getroffen hätte, doch noch hätte angenehm träumen können" (R. V.). Günstiger als Kerkerwände war für diese Träumereien, wie Rousseau selbst immer wieder betont hat, der Aufenthalt in freier Natur, wo seine Phantasie stets zahlreiche Anknüpfungspunkte fand. Der große Wert, den Rousseau seinen Zuständen träumerischer Versunkenheit beimaß, ist, wie sich aus dem vorstehenden Zitat ergibt, an die intensive Steigerung des Persönlichkeitsgefühls, des „Gefühls der eigenen Existenz", gebunden, das diesen Zuständen anhaftete (vgl. S. 17). Ein anderes Moment, was dazu beitragen mußte sie als besonders wertvoll erscheinen zu lassen, war die religiöse Note, die deutlicher noch, als in den vorhergehenden Auslassungen, etwa in folgender hervortritt: „Niemals meditiere und träume ich herrlicher, als wenn ich mich selbst vergesse. Unaussprechliche Verzückungen und Ekstasen verspüre ich, wenn ich sozusagen in dem großen ganzen aller Wesen aufgehe und mich mit der gesamten Natur eins fühle" (R. VII.). Noch schöner gibt diese Verhältnisse eine Stelle aus dem dritten Briefe an Malesherbes [1]), wieder: „Bald erhob sich mein Denken vom Boden der Erde zu allen Wesen der Natur, zu dem allgemeinen Zusammenhang der Dinge, zu dem unbegreiflichen Wesen, in dem alles ist. Dann verlor sich mein Geist in dieser Unendlichkeit, ich dachte nicht, ich vernünftelte nicht, ich philosophierte nicht, aber ich fühlte mich mit einer Art von Wollust niedergedrückt durch die Wucht des All-Einen, ich ließ mich hinreißen in dem Drange dieser großen Gedanken; mit Vergnügen sah ich mich im weiten Raum verschwinden, mein Herz wollte die natürlichen Fesseln sprengen, mein Wesen verrann in der Unendlichkeit; ich hätte mich ins Unbegrenzte aufschwingen mögen. Wenn ich alle Geheimnisse der Natur entschleiert hätte, so wäre ich sicherlich weniger glücklich gewesen, als ich es in jener betäubenden Ekstase war, der mein Geist sich ohne Rückhalt hingab, und in der ich, durch das stürmische Gefühl

[1]) Übersetzung von Möbius.

überwältigt, wiederholt ausrief: „o großes Wesen, o großes Wesen", ohne mehr sagen, mehr denken zu können".

Die Vorliebe für weltferne Träumereien wurde noch wesentlich unterstützt durch die völlige Unfähigkeit, sich den sozialen Einrichtungen genügend anpassen zu können. Wir haben z. B. gesehen, daß Rousseau sich bis zu seinem 29. Lebensjahre nicht entschließen konnte einen bestimmten bürgerlichen Beruf zu ergreifen, oder wenigstens dauernd auszuüben, und später ist ihm dies erst recht nicht gelungen. Gegen jegliche soziale Bindung hatte er eine unüberwindliche Abneigung und mit Recht konnte er von sich sagen: „Das Resultat, welches ich aus all diesen Überlegungen ziehen kann, ist, daß ich niemals für die bürgerliche Gesellschaft, wo alles Zwang, Pflicht und Müssen ist, wirklich geeignet gewesen bin, und daß mich mein unabhängigkeitsliebendes Naturell für immer zu jeglicher Unterwerfung unfähig macht, die für jeden, der mit den Menschen leben will, unumgänglich nötig ist" (R. VI.). „Die Freiheit bete ich an, ich hasse den Zwang, die Sorge und die Unterwerfung", ruft er am Schluß einer längeren Auseinandersetzung aus, in der er unverhohlen seiner Abneigung gegen das Geld als Fessel der menschlichen Gesellschaft Ausdruck verleiht (C. I.). Diese Abneigung gegen alle soziale Bindung ist der Ausdruck jener Veranlagung, deren spezielle Ausprägung wir bereits besprochen haben. Wir haben festgestellt, daß Rousseau an einer Erschwerung der Ausdrucksfähigkeit litt, die ihn im geselligen Verkehr vielfach behinderte und sich für unseren Blick hauptsächlich als Schüchternheit und Befangenheit darstellte. Diese Erschwerung der Ausdrucksfähigkeit ordnet sich nun als Teilphänomen einer allgemeinen Erschwerung jedes Handelns unter. Bei jedem Versuch nach außen zu wirken, aktiv handelnd aufzutreten, stellten sich für Rousseau nur schwer überwindbare Hemmungen ein. Die Möglichkeit, Eindrücke und Strebungen in geeigneter Form nach außen abzuleiten, war für ihn ganz allgemein vermindert; er litt, um einen uns bekannten Ausdruck Kretschmers zu gebrauchen, an einem „Defekt der Leitungsfähigkeit". Jedes Handeln war ihm zuwider, und infolgedessen auch jede Gesellschaft, die Ansprüche in dieser Richtung stellte.

Während er nun seine Wirksamkeit nach außen auf ein notwendiges Minimum zu reduzieren trachtete und dafür in einem träumerischen Innenleben aufging, bildete er innerhalb seiner eng abgesteckten persönlichen Sphäre, seinen Neigungen folgend, ganz bestimmte, starke und beständige Charaktergewöhnungen heraus. So heißt es einmal: „Gegen meine Neigungen zu handeln war mir stets unmöglich" (R. VI.) oder: „seine Kraft besteht nicht im Handeln, sondern im Widerstand; alle Mächte des Weltalls würden ihn für keinen Augenblick zum Abweichen von seinen Willensrichtungen bringen.... Seine Schwäche besteht nicht darin sich von seinem Ziele abwendig machen zu lassen, sondern in dem Mangel an Kraft es zu erreichen" (Selbstschilderung D. II.). Oder an anderer Stelle: „Niemals hat ein Mensch von seiner Jugend an vollkommener das den schwachen Seelen und Greisen eigentümliche Joch getragen, nämlich das der Gewohnheit" (D. II.).

Die bisher besprochenen Momente bilden in ihrer Gesamtheit den starken autistischen Zug, der die ganze Persönlichkeit durchweht, verleihen ihr daneben aber auch einen stark passiven Anstrich. Den passiven Zug finden wir als masochistische Komponente des sexuellen Trieblebens wieder. Von diesem Punkte aus, wo sich Passivität mit der Freude am Leiden eint, strahlt ein ganz besonders, eigenartiges Licht über die ganze Persönlichkeit. Allenthalben finden wir bei Rousseau eine große Leidensseligkeit, in allen seinen Selbstschilderungen fällt

uns das ausgiebige Verweilen beim eigenen Unglück, das Schwelgen darin, das Liebäugeln mit den eigenen Leiden auf. Rousseau hat in seinen Schriften mehrfach darauf hingewiesen, daß er sich nie lange bei dem ihm widerfahrenen Unglück aufgehalten habe. Das könnte gegen unsere Behauptung sprechen, wenn wir uns aber die diesbezüglichen Äußerungen ansehen und außerdem noch einen Überblick über die Gesamtheit seiner Produktion werfen, so werden wir unsere Ansicht nur bestätigt finden. „Es ist erstaunlich", so sagt er, „mit welcher Leichtigkeit ich überstandenes Leid vergesse, es mag noch so jung sein. So sehr es mich erschreckt und aufregt, wenn ich es für die Zukunft voraus sehe, so schwach ist meine Erinnerung daran, sie erlischt fast von selbst, sobald es eingetreten ist. Meine quälerische Phantasie, die sich dauernd abmartert, drohenden Übeln vorzubeugen, lenkt mein Gedächtnis ab und verhindert mich der Übel zu gedenken, die nicht mehr sind. Gegen das, was einmal geschehen ist läßt sich nichts mehr tun — also ist es unnütz, sich damit zu beschäftigen" (C. XII). Aus diesem Zitat geht zum mindesten hervor, daß die Beschäftigung mit dem eigenen Unglück eine große Rolle spielt. Dasselbe zeigen uns die folgenden Sätze, die außerdem die Behauptung, daß er sich nur mit den Gedanken an die Übel der Zukunft abquäle, wenigstens bis zu einem gewissen Grade einschränken. „Die Unsicherheit der Zukunft und die Erfahrung von so viel Unglück können ihn auf das äußerste vor drohenden Übeln erschrecken und lassen ihn dann auf Mittel zur Abwehr sinnen. Sind diese Übel aber einmal da, so verspürt er sie einen Augenblick heftig und vergißt sie dann. Er verschafft sich Erleichterung und beruhigt sich, indem er das Schlimmste von der Zukunft annimmt. Wenn das Unglück einmal da ist, muß man es zweifelsohne ertragen, aber man ist nicht mehr gezwungen daran zu denken, um sich davor zu schützen; das bedeutet für seine Seele eine große Quälerei weniger. Während er im voraus auf das gefürchtete Unglück rechnet, nimmt er ihm die größte Bitterkeit. Das herannahende Unglück findet ihn zum Ertragen bereit und wenn es nicht kommen sollte, so ist das ein Glücksfall, den er mit um so größerer Freude auskostet, als er gar nicht damit gerechnet hat. Da er lieber genießt als leidet, wehrt er traurige und unangenehme Erinnerungen, die ja nichts nützen von sich ab, um sich ganz in die zu versenken, die ihn angenehm berühren. Soweit sein Schicksal unangenehme Erinnerungen einschließt, hat er alles vergessen, während er im Rückblick auf die glücklichen Zeiten seiner Kindheit und Jugend diese in der Erinnerung oft wieder aufleben ließ. Mitunter, wenn er sich in die Zukunft, so wie er sie erhofft und seiner Ansicht nach verdient hat, versetzt, ist er bemüht sich ihre Annehmlichkeiten auszumalen und vergleicht sie dann mit den Leiden, die man ihm in dieser Welt ungerechterweise zugefügt hat" (D. II.). Man sieht, es ist nicht nur drohendes Unglück, das ihn bewegt, sondern auch erlittenes Unrecht. „Er kann auf sein Unglück mit einem trockenen Auge blicken, aber er weint im Gedanken an seine Unschuld und an den Preis, den er seiner Gesinnung nach verdient hätte", heißt es an einer anderen Stelle im gleichen Zusammenhange (D. II.). Den Schlüssel zu all diesen Äußerungen, über deren Auffassung man sicherlich im Zweifel sein kann, bildet folgende Auslassung der Rêveries: „Die kurzen Zeiten meines Glückes haben in mir fast keine angenehme Erinnerung an die trauliche und beständige Verfassung, in die sie mich versetzten, zurückgelassen. Im Gegenteil, während aller Unglücksfälle meines Lebens fühlte ich mich dauernd von sanften, rührenden und lieblichen Gefühlen erfüllt, die sich wie heilsamer Balsam auf die Wunden meines zerrissenen Herzens legten und den Schmerz in

Lust (volupté) zu verwandeln schienen. Die liebliche Erinnerung an diese Zustände steigt unabhängig von den Übeln, die ich gleicherzeit erfahren, in meinem Gedächtnis auf" (R. VIII.). Viel deutlicher kann jene perverse Veranlagung, die aus Schmerzen Genuß zu schöpfen weiß, nicht geschildert werden. Auch verstehen wir jetzt im Hinblick auf den letzten Passus des Zitats, wie sich die große Empfänglichkeit für Leiden mit den Angaben in Einklang bringen läßt, wonach vergangenes Unglück seine Gedanken nur selten beschäftigt haben soll. Die besprochene Veranlagung, die der ganzen Persönlichkeit eine so eigenartige Tönung verleiht, äußert sich auf den verschiedensten Gebieten seelischer Betätigung immer wieder. So gehen zweifellos auch in die oben beschriebenen Naturekstasen derartige perverse Elemente ein. Wir erinnern uns z. B. jener Schilderung, die Rousseau von seiner Wanderung längs des Genfer Sees entworfen hat (S. 16). Von diesem Punkte aus führen dann die Spuren zu jener vielbewunderten und viel kritisierten „süßen Wehmut", die der künstlerischen Produktion Rousseaus ihren eigenartigen Reiz verleiht. Solche Tränenströme, wie sie in der neuen Heloise fließen, sind in der ganzen Literatur, soweit sie nicht unter Rousseaus Einfluß stand, nie wieder vergossen worden. Daß zwischen dieser allgemeinen Leidensseligkeit und der masochistischen Veranlagung auf sexuellem Gebiet innere Beziehungen bestehen, läßt sich kaum bezweifeln. Nach Rousseaus eigenem Zeugnis hat ihn die in frühester Jugend geweckte masochistische Neigung sein ganzes Leben hindurch begleitet. Da er aber seiner Angabe nach niemals gewagt hat, einer Frau seine unglückliche Neigung zu gestehen und um den heiß ersehnten Liebesdienst nach Art des Fräulein Lambercier zu bitten, so könnte man an eine Ersatzbefriedigung für verdrängte masochistische Gelüste denken und im Hinblick auf die eigenartige Färbung seiner Dichtungen mit Freud von einer Sublimation sprechen. In einer Stelle seiner Bekenntnisse hat Rousseau sogar selbst auf die hier in Frage stehenden Zusammenhänge hingewiesen. Bei der Besprechung der ersten Aufführung seiner Oper „der Wahrsager im Dorfe" beschreibt er, wie die rührende und unschuldige Anmut des Stückes ihm selbst und mit ihm dem gesamten anwesenden Theaterpublikum süße Tränen entlockte und meint dazu: „Dennoch bin ich überzeugt, daß an diesen Augenblicken geschlechtliche Lust (volupté du sexe) mehr Anteil hatte, als Dichtereitelkeit, denn hätte ich rings um mich nur Männer erblickt, so hätte mich sicherlich nicht unaufhörlich ein heißes Verlangen verzehrt, mit meinen Lippen die köstlichen Tränen aufzufangen, die ich rings aus so schönen Augen lockte. Ich habe wohl Stücke einen größeren Überschwang von Bewunderung erregen, niemals aber eine so süße, so rührende Trunkenheit in einem ganzen Theater herrschen sehen" (C. VIII.). Obwohl Rousseau hier mit seiner psychologischen Selbstanalyse an einen ganz bestimmten Einzelfall anknüpft, so werden wir seinen Ausführungen doch unbedenklich eine generelle Bedeutung beimessen können, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die so süße und so rührende Trunkenheit, von der er hier im Theater ergriffen war, phänomenologisch mit den Stimmungen, die er bei der Konzeption seiner künstlerischen Werke so oft auskostete, weitgehende Ähnlichkeit aufweist.

Neben der masochistischen Veranlagung finden wir auf sexuellem Gebiet, übereinstimmend mit der oben geschilderten Veranlagung, eine große Scheu vor Frauen, denen gegenüber er sich nur dann zu aktivem Vorgehen entschließen konnte, wenn sie ihm „Avancen" machten, und ferner eine Neigung zur Onanie, welche ihn auch im vorgerückten Alter nie ganz verlassen hat.

In ihrer Gesamtheit verleihen die eben erwähnten Eigenschaften dem sexuellen Verhalten einen weitgehend juvenilen, ja infantilen Charakter. Schon oben wurde erwähnt, daß Rousseau in seiner sexuellen Entwicklung gewissermaßen stecken geblieben ist, und es ist sicherlich von symptomatischer Bedeutung, wenn er seine erste Geliebte als „Mama" und später die zweite als „Tante" bezeichnet hat (vgl. S. 36). Beide Kosenamen drücken die mit Verehrung gepaarte kindliche Unterordnung und Unterwerfung unter eine höher stehende autoritative Persönlichkeit aus, sie stehen zu der masochistischen Komponente seines Wesens in naher Beziehung und weisen darauf hin, daß der Masochismus Rousseaus im Grunde genommen auf eine Rekapitulation frühkindlicher Erlebnisse hintendiert. Diese Verhältnisse hat bereits Stekel eingehend besprochen. Die unausgereifte kindliche Einstellung in sexueller Hinsicht finden wir dann auch in der übrigen Persönlichkeit wieder; die kindliche Zutraulichkeit und die geradezu erstaunliche Naivität, mit welcher der erwachsene Rousseau in den Lebenskampf hineintrat, werden wir im folgenden immer wieder von neuem bewundern können.

Das Bild des passiven, autistischen, weltabgewandten, jeder aktiven Tätigkeit abholden und rührseligen Träumers, das wir hier entworfen haben, stellt nun nur eine Seite des Persönlichkeitsaspekts dar. Die Passivität ist nämlich nicht etwa aus einer geringen Triebstärke, aus einer mangelhaft ausgebildeten Affektivität heraus zu verstehen, sondern ist lediglich durch überstarke Hemmungen, durch den Leitungsdefekt bedingt. Im Gegenteil, die Affektivität war gesteigert. Seine Affekte konnten zu einer enormen Höhe anschwellen und durchbrachen dann gelegentlich explosionsartig den Wall aller entgegenstehenden Hemmungen. Damit erklärt sich die Tatsache, daß Rousseaus habituell passive, tatenlose Haltung zeitweise durch einzelne abrupte Handlungen unterbrochen wird, die dann dem ganzen Lebenslauf einen stark irrationalen Anstrich verleihen. Er sagt von sich selbst: „Ich habe sehr heftige Leidenschaften und während sie mich bewegen, kommt nichts meinem Ungestüm gleich: ich kenne dann keine Beherrschung, keine Furcht und keinen Anstand mehr. Ich bin dann schamlos, frech, gewalttätig und unbezähmbar. Keine Scham hält mich auf, keine Gefahr schreckt mich zurück; außer dem Gegenstande, der mich gerade beschäftigt, gilt mir das ganze übrige Weltall nichts. Aber all das dauert nur einen Augenblick lang, und schon der nächste läßt mich wieder in meine gewöhnliche Schlaffheit zurücksinken. Man nehme mich, wenn ich ruhig bin: ich bin die Gleichgültigkeit und die Schüchternheit selber, alles erschreckt und bedrängt mich, eine summende Fliege macht mir Angst, ein Wort, das ich sagen, eine Geberde, die ich machen soll, bringt meine Trägheit zur Verzweiflung und Ängstlichkeit und Schüchternheit zwingen mich so sehr unter ihr Joch, daß ich mich vor den Augen aller Sterblichen verbergen möchte. Wenn es zu handeln gilt, weiß ich nicht was tun und wenn ich sprechen soll, nicht was sagen und wenn man mich gar anspricht, verliere ich alle Fassung. Wenn ich leidenschaftlich erregt bin, finde ich bisweilen die Worte für das, was ich sagen will, aber im gewöhnlichen Gespräch finde ich keine, wirklich gar keine, sie werden mir schon allein dadurch unerträglich, daß ich sie sprechen soll" (C. I.). Die vorstehenden Worte geben in anschaulicher Weise das Wechselspiel wieder, das entsteht, wenn sich eine lebhafte Affektivität mit überstarken Hemmungen eint. Dieselben Verhältnisse gibt folgendes Zitat wieder, das außerdem noch die große Eindrucksfähigkeit, d. h. die Fähigkeit auf irgendein Erlebnis mit lebhaften Gefühlsschwingungen zu antworten, hervorhebt: „Auch dies hier ist eine der für mich

charakteristischen Absonderlichkeiten. „Mitten aus einer bestimmten Lebensweise reißt mich ein Nichts heraus, verwandelt mich, fesselt mich, und wird zur Leidenschaft: dann ist alles andere vergessen, ich denke nur noch an den neuen Gegenstand, der mich beschäftigt" (C. I.). Wir erinnern uns an dieser Stelle jener plötzlichen Entschlüsse, wie sie uns bei der Flucht aus Genf und dem unerwarteten Aufbruch von Turin begegnet sind. Das stark Irrationale einer derartigen Lebensführung geht aus folgender Selbstkritik hervor: „Sein großes Unglück besteht darin, daß all das niemals durch Klugheit geregelt ist, und daß er sich stürmisch der jeweils herrschenden Gefühlsrichtung hingibt, ohne Wirkung und Folgen vorauszusehen, ohne sich um diese zu kümmern. Eine maßvolle Teilnahme liegt ihm nicht. Er muß Feuer oder Eis sein, lau ist er nichts" (D. II.). Die innere Zerrissenheit und Uneinheitlichkeit, die eine derartige Veranlagung mit sich bringt, geht noch besonders aus der folgenden scharf pointierten Auslassung hervor: „Er ist tätig, feurig, arbeitsam und unermüdlich; er ist lässig, faul und kraftlos; er ist stolz, kühn und verwegen; er ist furchtsam, schüchtern und verlegen, — kurz und gut er fällt mit unglaublicher Schnelligkeit von einem Extrem ins andere, ohne sich selbst des Übergangs bewußt zu werden, oder sich daran zu erinnern, was im Augenblick vorher war; und um all diese verschiedenen Wirkungen auf ihre gemeinsame Ursache zurückzuführen: er ist matt und schwach, solange ihn die Vernunft antreibt, er wird Feuer und Flamme, sowie ihn irgend eine Leidenschaft bewegt" (D. II.).

Hand in Hand mit dieser Gegensätzlichkeit der charakterologischen Veranlagung im Gebiete des Handelns geht ein ebenso starker Gegensatz der ursprünglichen Triebrichtungen. Wir hatten Rousseau zunächst als weltabgewandten einsamen Träumer gezeichnet, der im Umgang mit sich selbst höchste Befriedigung fand und haben die Gesamtheit dieser Erscheinungen unter dem Begriff des Autismus, des autistischen Zuges in seiner Persönlichkeit zusammengefaßt. Es wäre jedoch einseitig, wenn wir dabei stehen bleiben wollten, denn seine autistischen Strebungen sind scharf kontrastiert durch ein fast ebenso starkes und oft enthusiastisches Bedürfnis nach Selbsthingabe, nach Anschluß, Liebe und Mitteilung. Die Gesamtheit dieser dem Autismus entgegenstehenden Strebungen wollen wir unter der Bezeichnung des Allotropismus, der allotropen Tendenzen zusammenfassen. Ihren Ausdruck finden sie in folgendem Selbstbekenntnis: „Seine lebhafteste und wahrste Leidenschaft war geliebt zu werden, seinem Gefühle nach glaubte er sich dazu geboren" (D. II.). Wenn wir an die innige Zuneigung denken, die Rousseau, unbeschadet aller autistischen Träumereien seiner „Mama" entgegenbrachte, so werden wir an der Berechtigung dieser Behauptung nicht zweifeln. Die grundlegende Bedeutung dieser scharfen charakterologischen Antithese von autistischen und allotropen Tendenzen für die weitere Entwicklung der Persönlichkeit Rousseaus wird sich aus der späteren Schilderung des Lebenslaufes ergeben. Einstweilen verweisen wir zur Berechtigung unserer Gegenüberstellung auf die neuere Charakterforschung, die in ihren verschiedensten Richtungen die Stellungnahme des Individuums zur Mitwelt als einen Hauptfaktor für die charakterologische Beschreibung und Deutung einer Persönlichkeit erwiesen hat. So ist die von Kretschmer im Anschluß an klinische Forschungen gegebene Unterscheidung zwischen zyklothymen — Bleuler sagt syntonen — und schizothymen Persönlichkeiten ganz auf diesen Gegensatz aufgebaut. Die schizothymen Persönlichkeiten stehen mit ihrer Person in einem mehr oder weniger scharfen Gegensatz zu ihrer Umgebung, die sie psychisch nicht verarbeiten können, und neigen daher zum Rück-

zug auf sich selbst, der Autismus ist ihre hervorstechende, überall wieder durchbrechende Grundeigentümlichkeit, während die zyklothymen Persönlichkeiten, in Harmonie mit ihrer Umgebung lebend, restlos in dieser aufgehen. Ähnlich spricht Jung als Psychoanalytiker von intravertierten und extravertierten Charaktertypen, und auch das von mehr philosphischen Erwägungen ausgehende charakterologische System von Klages ordnet die Triebfedern des Handelns unter die beiden gegensätzlichen Titel der Selbstbehauptung und Selbsthingabe, wobei sich diese beiden Termini allerdings nicht völlig mit dem decken, was die klinisch-empirische Forschung unter Autismus, resp. unserem Allotropismus versteht. Was für Rousseau charakteristisch ist, das ist eben der Umstand, daß beide Grundstrebungen in einer Persönlichkeit mit unvereinbarer Gegensätzlichkeit nebeneinander herlaufen und sich auszuwirken suchen, ganz ähnlich, wie dies Storch für den paranoiden Strindberg gezeigt hat. Aus dieser Unvereinbarkeit ergeben sich zahlreiche Konflikte, denn es wurde Rousseau bei seinen autistischen Neigungen überaus schwer, den andererseits so sehnsüchtig begehrten Anschluß an die Umgebung zu finden. Wenn es ihm gelang, einen einigermaßen befriedigenden Kontakt mit anderen Menschen herzustellen, so ist die Ursache für dieses Gelingen wohl allemal in dem ganz besonderen Entgegenkommen und verständnisvollen Anschmiegen der Gegenseite zu suchen. So war es in dem Verhältnis mit Frau v. Warens sicherlich deren ausgesprochen zyklothym-syntone Charakterveranlagung, die eine so lange dauernde gegenseitige Anpassung ermöglichte. Unter weniger glücklichen Umständen mußten sich dagegen Schwierigkeiten ergeben, so daß der alternde Rousseau in die Klage ausbrechen konnte: „All sein Unglück kommt nur von jener Sehnsucht nach Liebe, die von Kindheit an sein Herz verzehrt hat und die ihn noch beunruhigt und verwirrt, da er, allein und verlassen auf der Erde, den Augenblick erwartet, um von ihr zu scheiden, um endlich seine Lieblingsträume in Erfüllung gehen zu sehen und in einer besseren Welt Heimat und Freunde zu finden" (D. II.). Dabei waren es nicht nur seine autistischen Neigungen, die seinen Bemühungen um Anschluß an die Mitmenschen im Wege standen, sondern auch die Form, in der sein Werben um Freundschaft und Liebe vorgetragen wurde. Die überschwengliche, durch Phantasieexzesse romantisch-idealistisch gefärbte Art seiner Gefühlsäußerungen, stieß bei nüchternen Persönlichkeiten naturgemäß auf wenig Verständnis und Gegenliebe und wurde so für den um die Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche betrogenen Rousseau der Anlaß zu mancher schweren Enttäuschung. Er beschreibt diesen Umstand selbst mit folgenden Worten [1]: „Dieser Mensch, trunken von seiner Betrachtung der Naturschönheiten, in seiner Phantasie voll von allerhand Vorbildern der Tugend, Schönheit und Vollkommenheit, suchte in der Welt lange nach Persönlichkeiten, bei denen er all das antreffen würde. Getrieben von seinen Wünschen glaubte er das Gesuchte oft gefunden zu haben; die geringsten Andeutungen schienen ihm Wirklichkeit, die geringste Versicherung galt ihm als Beweis, in allen seinen Freundschaften glaubte er demselben Gefühl zu begegnen, das er entgegenbrachte; stets in seiner Erwartung getäuscht und seinen Irrtum stets liebevoll bewahrend verbrachte er seine Jugend im Glauben an die Verwirklichung seiner Träume. Nur mit Mühe ließ ihn das reifere Alter und die Erfahrung seine Träume als das erkennen, was sie sind. Trotz aller Irrtümer, Fehler und trotz aller Buße, die ihm ein langes Leben auferlegte, war es wohl nur das Zusammentreffen der grausamsten Unglücksfälle, das

[1] Dies Zitat zeigt, aus später Zeit stammend, bereits stark paranoische Färbung und ist daher in diesem Zusammenhang nur cum grano salis zu verwerten.

seinen Lieblingstraum zerstören konnte und ihn fühlen ließ, daß das Gesuchte auf der Erde nicht zu finden war" (D. II.). Bezeichnend für diese Verhältnisse ist folgende kleine Geschichte, die sich angelegentlich eines Besuches ereignete, den Rousseau seinem aus dem Gefängnis befreiten Freunde Diderot abstattete. Er kommt zu Diderot: „Als ich eintrat, erblickte ich nur ihn, ein Sprung und ein Schrei war alles, ich preßte mein Gesicht gegen das seine und umschlang ihn fest, ohne durch etwas anderes als meine Tränen und meine Seufzer zu ihm sprechen zu können, ich erstickte vor Zärtlichkeit und Freude. Seine erste Bewegung, nachdem meine Arme ihn freigegeben hatten, bestand darin, sich an den anwesenden Geistlichen zu wenden und ihm zu sagen: Sie sehen mein Herr, wie meine Freunde mich lieben". — Kurz, wir können immer wieder feststellen, wie die verschiedensten Umstände dem heiß ersehnten Anschluß hindernd im Wege stehen. Autistische und allotrope Strebungen durchkreuzen sich immer wieder. Manchmal gelang es die beiden Gegensätze in einer Resultante zu vereinigen und wir finden dann als Ergebnis das, was Kretschmer als die eklektische Geselligkeit der Schizothymiker bezeichnet hat: „Durch seine schüchterne Gemütsart und sein ruhiges Wesen für die große Geselligkeit wenig geeignet, liebte er die Zurückgezogenheit, nicht um in dieser allein zu leben, sondern um die Annehmlichkeiten des Studiums mit den Reizen traulicher Freundschaft zu vereinigen" (D. II.).

Alle diese nur schwer vereinbaren Gegensätze der charakterologischen Struktur sind nun gedämpft, und doch wieder gewissermaßen potenziert, durch einen starken der inneren Zerrissenheit entgegenstehenden Drang nach Einheit der Persönlichkeit, nach Selbstgestaltung. Wir erinnern uns daran, wie der junge Rousseau getrieben von dem Bedürfnis nach Klarheit über sich selbst und die Welt, in Charmettes mit Feuereifer dem Studium wissenschaftlicher und besonders philosophischer Werke nachging, wie er gewissenhaft alles Gelesene zu verarbeiten suchte. Die Basis dieses Willens zur Selbstgestaltung bilden die den tiefsten Neigungen entsprechenden fest fixierten Charaktergewöhnungen, die ihrerseits durch starke ethische Regulative ihre besondere Form erhalten. Den Äußerungen eines starken sittlichen Empfindens sind wir im Laufe unserer bisherigen Lebensschilderung bereits mehrfach begegnet. Schon durch die Erziehung war der Grund zu einer außergewöhnlichen Entwicklung moralischer Fähigkeiten gelegt. Die herbe, sittenstrenge Atmosphäre des bigotten, calvinistischen Genf hat nachhaltig auf die ganzen Anschauungen Rousseaus eingewirkt. Er bezeugt dies selbst mit den Worten: „Geboren in einer Familie, wo Sitte und Frömmigkeit herrschten, in der Folge von einem höchst weisen und gottesfürchtigen Prediger in Güte erzogen, habe ich schon in meiner zartesten Kindheit Grundzüge und Lehren, andere würden sagen Vorurteile, empfangen, die mich niemals ganz verlassen haben" (R. III.). Wir erinnern uns bei dieser Gelegenheit auch jener Affäre in Turin, wo Rousseau sich aus falscher Scham zu einer Verleumdung des kleinen Küchenmädchens verleiten ließ. Für die Moralität Rousseaus ist diese Episode und die Art, wie sie jahrelang unvergessen mit quälender Deutlichkeit das Gewissen aufs schwerste belastend, vor seiner Seele stand, äußerst bezeichnend. Während der robuste normale Durchschnittsmensch seine Fehltritte bei weitem nicht so lebhaft empfindet, wie der eindrucksfähige Rousseau, und es dann auch versteht sie durch passende Verarbeitung baldigst aus dem aktuellen Bewußtseinsbereich auszuschalten, ja sogar aus der Erinnerung zu verdrängen, ist der mit einem Leitungsdefekt behaftete Rousseau nicht imstande den peinlichen Komplex in geeigneter Weise abzuführen. Das

Erlebnis bleibt im Gegenteil mit ungeminderter Deutlichkeit in der Erinnerung erhalten und drängt sich immer wieder in unangenehmer Weise dem Bewußtsein auf. Diese „Verhaltungen" bedingen das Bild einer gesteigerten Gewissenhaftigkeit, wie wir es bei Rousseau allenthalben, genau so wie in dem namhaft gemachten Einzelfall, vorfinden. Er selbst war sich dieser besonderen Veranlagung wohl bewußt und schreibt darüber: „Was mich von den Menschen, die ich kenne, unterscheidet, ist, daß ich mitten in meinen Fehlern mir diese meine Fehler immer vorgeworfen habe" (Brief an Frau v. Houdetot 25. IV. 1758). An einer anderen Stelle spricht er von dem „sechsten, dem moralischen Sinn, welcher so wenig Herzen eignet und ohne den niemand das meinige zu verstehen imstande ist" (C. XI.). Merkwürdigerweise sehen wir nun dicht neben dieser ins Übermaß gesteigerten moralischen Feinfühligkeit Züge, die gar nicht recht dazu passen wollen. Die Unbeständigkeit, die Neigung zum Vagabundieren, die Diebereien und Schwindeleien, welche wir besonders während der Lehrlingszeit beobachten konnten, weisen, wie dies Rousseau ja selbst bemerkt hat (vgl. S. 9), auf einen gewissen moralischen Defekt hin. Am auffallendsten zeigt sich dieser Defekt später in der Tat der Kinderaussetzung. Das moralische Doppelangesicht, welches uns die Persönlichkeit Rousseaus immer wieder zeigt, ist einer der Hauptgründe für die ungleiche Beurteilung, die Rousseau zu Lebzeiten und selbst nach seinem Tode noch erfahren hat. Von den einen als Lump und Heuchler verschrien, wurde er von den anderen als Heiliger abgöttisch verehrt. Wie so oft, ist auch hier in der Beurteilung das scharfe entweder — oder unangebracht und muß durch ein sowohl — als auch ersetzt werden. Rousseau war eben beides zugleich, er war moralischer Dégénéré und Heiliger in einer Person. Die Erkenntnis dieser neuen seltsamen Verquickung scheinbar unvereinbarer Eigenschaften bildet, gleich der Erkenntnis von der Parallelität autistischer und allotroper Strebungen, einen der Hauptzugangswege zum Verständnis seiner Persönlichkeit. Man begreift, daß eine derartige Veranlagung, in Verbindung mit einer lebhaften Affektivität und auseinanderstrebenden Triebrichtungen zu häufigen moralischen Konflikten führen mußte, welche die ganze Persönlichkeit tief in Mitleidenschaft zogen. Dem entspricht seine Anschauung über die Tugend, welche ihm stets eine besondere „Arbeit" ein „Kampf" bedeutete. Die Tugend, heißt es in der neuen Heloise, ist ein Kriegszustand; wer sie besitzen will, muß unablässig mit sich selbst ringen (N. H. VI.).

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal all das, was wir über Rousseaus Veranlagung wissen, so werden wir in der einen Hälfte seines Wesens eine weitgehende Übereinstimmung mit dem von Kretschmer gezeichneten Bilde des sensitiven Charakters feststellen können. Die Befangenheit, Schüchternheit und Zurückhaltung im geselligen Verkehr, die Gemütsweichheit und zarte Verwundbarkeit, die moralische Feinfühligkeit und Skrupulosität, die starke Verinnerlichung des Gemütslebens, mit seinen hochgespannten, nach außen kaum hervortretenden Affekten, die Neigung zur Selbstbeobachtung und Selbstkritik, wie sie aus den umfangreichen Selbstschilderungen Rousseaus hervorgeht, das große Liebesbedürfnis, die Menschenfreundlichkeit und Strebsamkeit, alles finden wir bei Rousseau fast genau so wieder, wie wir es von Kretschmer her kennen. Abweichend müssen wir feststellen, daß Rousseau nicht als eine im engeren Sinne sozial besonders tüchtige Persönlichkeit gelten kann; dazu war er viel zu unbeständig. Dazu kommen als individuelle Besonderheiten noch, neben der hervorragenden Phantasiebegabung künstlerischen Gepräges,

die überall durchschimmernden masochistischen Neigungen, die auf dem Boden einer lebhaften aber unausgereiften Sexualität erwachsen, welch letztere ihrerseits wiederum auf die der Gesamtpersönlichkeit anhaftenden infantilen Charakterzüge hinweist. Ebensowenig gehören zum Bilde des reinen sensitiven Charakters die leichten hysterischen Einschläge — man denke an den Herzpolypen und was damit zusammenhängt —, denen sich die gelegentlich immer wieder hervortretenden Zeichen einer moralisch degenerativen Veranlagung anreihen. Als besonders schwerwiegend imponiert in diesem Zusammenhang der unvereinbare Gegensatz zwischen autistischen und allotropen Strebungen, der in dieser scharfen Ausprägung dem von Kretschmer geschilderten Typ nicht zukommt. Alles in allem, so können wir sagen, jedenfalls eine vorwiegend asthenische, lebensschwache, für die Unbilden des realen Lebens nicht geschaffene Natur.

B. Milieuveränderung im Mannesalter.

Das Glück war Rousseau, soweit wir ihn auf seinem Lebenswege verfolgt hatten, günstig gewesen. Das Milieu, in dem er sich bewegte, war so beschaffen, daß er sich darin trotz seiner lebensuntüchtigen psychopathischen Veranlagung ohne Anstoß bewegen konnte. Die Lebensbedingungen, wie sie gerade in Charmettes vorlagen, stellen für ihn die allein adäquate seinen seelischen Fähigkeiten und Möglichkeiten angepaßte Situation dar. Hier hatte er das, was er brauchte: „Die Annehmlichkeiten des Studiums im Verein mit den Reizen traulicher Freundschaft", fern von dem störenden Trubel der übrigen Menschheit. Hier konnte er inmitten einer lieblichen Landschaft ungehindert seinen Träumereien nachhängen, sich nach Herzenslust in seine Bücher vertiefen und sah dabei im intimen Umgang mit seiner geliebten Freundin alle Bedürfnisse seines liebetrunkenen Herzens erfüllt. Rousseau hat diese in Charmettes verbrachte Zeit stets als die glücklichste und befriedigendste seines ganzen Lebens erachtet. In hohem Alter, dem Tode nahe schreibt er noch: „Es vergeht kein Tag, wo ich nicht mit Freude und Wehmut dieser einzigartigen und kurzen Zeit meines Lebens gedenke, da ich ganz und gar ich war, unbehindert und frei von allem fremden Wesen, da ich wahrheitsgemäß behaupten konnte zu leben. Beinahe kann ich wie jener Prätorianerpräfekt, der unter Vespasian in Ungnade gefallen, abging, um friedlich auf dem Lande das Ende seiner Tage zu verleben, sagen: Siebzig Jahre habe ich auf der Erde verbracht und sieben davon gelebt.... Ein alleinstehendes Haus am Hang eines kleinen Tales war unser Zufluchtsort und dort habe ich im Zeitraum von vier oder fünf Jahren ein Jahrhundert des Lebens genossen..... Ich brauchte eine Freundin für die Bedürfnisse meines Herzens, ich besaß sie. Ich hatte mir den Landaufenthalt gewünscht und die Erfüllung dieses Wunsches erlangt. Unterwerfung konnte ich nicht leiden, ich war vollkommen frei, ja mehr als frei, denn einzig und allein meinen Neigungen unterworfen, tat ich nur, was ich wollte. Meine ganze Zeit war mit zärtlichen Besorgnissen oder ländlichen Beschäftigungen ausgefüllt. Ich wünschte nichts, als die Fortdauer eines so süßen Zustandes" (R. XII.).

Wir wissen, daß Rousseaus Wunsch nicht in Erfüllung gegangen ist und sahen ihn von einem widrigen Schicksal nach Paris verschlagen. Bei seinem Einzug in die Hauptstadt trug er in der Tasche den Plan zu einer neuen Notenschrift, den er unter großen Hoffnungen, aber mit geringem Erfolge der Akademie der Wissenschaften vorlegte. Wenn ihm seine Erfindung auch keine große Ehrung

und auch nicht den erhofften materiellen Erfolg einbrachte, so führte sie ihn doch mit der Gelehrtenwelt und dadurch mit der Pariser Gesellschaft zusammen. Er wurde damit plötzlich aus den einfachen und klaren, seiner Persönlichkeit angepaßten Verhältnissen einer ländlichen Umgebung mitten in einen Kreis von Menschen versetzt, die als die ersten Vertreter der geistigen und gesellschaftlichen Kultur ihrer Zeit mit Ansprüchen an ihn herantraten, denen seine seelische Leistungsfähigkeit nicht gewachsen war. Um den glänzenden Hof, der noch ganz unter der Tradition des prachtliebenden Sonnenkönigs stand, gruppierte sich eine Reihe von Zirkeln, in denen elegante, liebenswürdige und lebensfreudige Frauen der verschiedensten Lebensalter, gelehrte Abbés, geistreiche Literaten und kultivierte Künstler die Hauptrolle spielten. Trotz der Abneigung gegen die große Gesellschaft mit ihrem Trubel fand Rousseau auf Grund seiner künstlerischen und schriftstellerischen Gaben fast gegen seinen Willen Aufnahme in die Pariser Salons. Der Reihe nach wurde er mit fast allen bedeutenden Persönlichkeiten der Hauptstadt bekannt. Am bedeutsamsten für ihn wurden seine Beziehungen zu den Enzyklopädisten, jener Gruppe von Forschern und Philosophen, die durch ihre Mitarbeit an dem großen Werke der „Enzyklopädie der Wissenschaften, Künste und Gewerbe" die Schrittmacher der Aufklärung in Europa wurden. Die Wissenschaft hatte sich damals in Frankreich nach jahrhundertelangem Ringen zum ersten Male völlig von den Fesseln des kirchlichen Dogmas befreit und zog im Vertrauen auf ihre durch zahlreiche Errungenschaften bewiesene Kraft siegreich vorwärts. Durch die großen französischen Skeptiker, durch Descartes und Gassendi war der Boden für eine Revolution der Geister vorbereitet worden; unter Führung Voltaires hatte man aus England den Deismus des Freidenkertums, die Gedanken der Newtonschen Physik und den sensualistischen Empirismus Lockes übernommen. Von letzterem entlehnte man besonders das Prinzip, daß alle unsere Vorstellungen aus der Erfahrung stammen und kam so unter Überschätzung der Leistungsfähigkeit naturwissenschaftlicher Methoden zu einer völligen Abkehr von der traditionellen kirchlichen Weltanschauung; letzten Endes steuerte man immer mehr auf einen uneingeschränkten Materialismus los. Als konsequentester Vertreter dieser Geistesrichtung gilt bekanntlich der aus Deutschland stammende, schon frühe in Paris eingewanderte Baron v. Holbach, der Verfasser des vielfach als Bibel des Materialismus bezeichneten „Système de la nature". In seinem gastlichen Hause versammelte dieser einen großen Kreis von Freidenkern um sich, in den auch Rousseau freundschaftliche Aufnahme fand. Zu den Vertrauten Holbachs zählte unter anderen der Schriftsteller und Philosoph Denis Diderot, ein ernster, tiefgründiger Denker und idealgesinnter, begeisterungsfähiger Mensch. Zu ihm fühlte sich Rousseau leidenschaftlich hingezogen. Lange Jahre waren beide einander in enger Freundschaft verbunden. Mit Rousseau zusammen fand Melchior Grimm, ein Deutscher, der im Gefolge des Erbprinzen von Sachsen-Gotha nach Paris kam, Eingang in den Holbachschen Kreis. Grimm, ein geistreicher, aber kühler und berechnender Kopf, hat lange Jahre in Paris gelebt. Er war Herausgeber einer Zeitschrift, der „Correspondance litéraire, philosophique et critique", die bestimmt war, eine Reihe deutscher Fürstenhöfe über die Neuerscheinungen der französischen Literatur auf dem Laufenden zu halten. Auch er gehörte zu den näheren Freunden Rousseaus.

Wenngleich Rousseau in seiner neuen Umgebung zahlreiche Bekannte und sogar einige gute Freunde fand, so war es ihm trotzdem in der neuen Lebenslage meistens mehr oder weniger unbehaglich zumute. Bei seiner gewöhnlichen

Schüchternheit und Befangenheit war es ihm unmöglich, sich in der glänzenden, lebenssicheren, aufs höchste kultivierten Salongesellschaft zurecht zu finden. In der Unterhaltung, wo das Ideal des bel esprit gepflegt wurde, wo es galt, durch feingeschliffene Sentenzen, durch überraschende Wendungen und witzige Aperçus zu glänzen, versagte er natürlich vollkommen. Seine provinziale Unbehilflichkeit, die sich nie verlor, gab Spöttern Gelegenheit genug, sich über ihn lustig zu machen. Besonders scheint sich Holbach in dieser Hinsicht manches geleistet zu haben. Wußte er doch, daß Jean Jacques, wenn er einmal in Affekt geriet und aus der Reserve heraustrat, ganz ausgezeichnete Dinge sagen konnte. Also galt es ihn zu reizen, um ihm „des moments d' éclat et de verve" zu entlocken [1]. Dieses Verhalten erfüllte den angegriffenen Rousseau, der sich ohnedies dauernd in einer leicht gespannten Stimmung befand, weil es für ihn „einer fortwährenden und recht ermüdenden Spannung der Aufmerksamkeit bedurfte, um zu merken, wann er verspottet wurde" (C. X.), nicht gerade mit Entzücken. Überall kehren in seinen Selbstschilderungen Klagen über die unglückliche Rolle wieder, die er unter diesen Umständen zu spielen gezwungen war. In ähnlicher Weise bedrückend wirkten auf seine freiheitsdurstige Seele die zahlreichen gesellschaftlichen Verpflichtungen, die ihm der Umgang mit seinen neuen Bekannten auferlegte. Bewegte man sich doch in der sozialen Schicht, in welche er auf Grund seiner geistigen Interessen hineingewachsen war, auf dem Boden einer jahrhundertlangen Tradition, in streng abgemessenen Formen, die ihm, dem Genfer Uhrmacherssohn, der in den einfachsten Verhältnissen aufgewachsen war, unverständlich waren und blieben.

All das trug dazu bei in ihm das betrübende Bewußtsein seines verlorenen Glückes dauernd lebendig zu erhalten. „Als mich mein Schicksal in den Strudel der Welt warf", sagt er „traf ich dort nichts wieder, was auch nur für einen Augenblick mein Herz hätte befriedigen können. Die Trauer um meine verlorenen Mußestunden verfolgte mich allerorten und ließ mir jede Gelegenheit, die zu Glück und Ehre hätte führen können, gleichgültig und widerlich erscheinen" (R.). Immer wieder tritt von nun an das Bestreben auf den glückseligen Zustand von Charmettes in irgendeiner Weise von neuem aufleben zu lassen. Es sollte ihm jedoch nicht vergönnt sein das sehnlichst herbeigewünschte Ideal je wieder zu erreichen. Als es ihm nach Jahren gelang, sich aus den Banden zu lösen, in welche ihn das Schicksal geschlagen, trug seine Seele die tiefen Spuren der überstandenen Nöte an sich. Rousseau hat selbst die Tragweite dieser grundstürzenden Veränderung in seinen äußeren Lebensumständen klar erkannt: „Das Schicksal", so schreibt er, „welches dreißig Jahre lang meine natürlichen Neigungen begünstigte, stand ihnen in den darauffolgenden dreißig Jahren entgegen und aus dem dauernden Widerspruch zwischen meinen Lebensumständen und meinen Anlagen, wird man ungeheuere Fehler, unerhörte Leiden und neben der Kraft alle jene Tugenden erstehen sehen, welche dem Unglück zur Ehre gereichen können" (C. VII.) [2].

---

[1] Nach Höffding.

[2] Aus den Erfahrungen der Klinik sind uns die Wirkungen jener Milieuveränderung, wie sie durch die Versetzung vom Lande in die Großstadt gegeben ist, wohl bekannt. Gaupp hat an dem Material der Münchner Klinik festgestellt, daß ein großer Teil der weiblichen Hysterischen Landmädchen sind, die als jugendliche Dienstboten den Schwierigkeiten ihrer neuen Umgebung nicht gewachsen sind. Von Jaspers kennen wir die Verbrechen aus Heimweh, zu denen primitive Persönlichkeiten gelangen, wenn sie plötzlich in eine ganz neue, ihnen unbekannte und unverständliche Umgebung gestellt werden. Das Kindermädchen, das nach seiner ersten Anstellung in der

C. Die Reaktion auf die veränderten Milieuverhältnisse.

a) Die beginnende Verrückung des Persönlichkeitsstandpunktes.

Die ersten beiden Jahre in Paris vergingen, ohne daß Rousseau sich zu irgendeiner regelmäßigen Arbeit entschließen konnte. Er trug sich mit den Plänen zu einer Oper, arbeitete dies und jenes für sich, ohne etwas Bestimmtes vor sich zu bringen. Da wurde ihm durch Vermittlung seiner neuen Bekannten eine Stelle als Gesandtschaftssekretär in Venedig angeboten, die er nach einigem Schwanken annahm und anderthalb Jahre lang mit Eifer bekleidete. Auch bei diesem neuen Versuch zu einem festen bürgerlichen Beruf Zugang zu finden, mußte er scheitern. Wenn wir vollends hören, daß der Gesandte, dem er unterstand, ein beschränkter, eigensinniger und eingebildeter Mensch war, so wird es uns nicht wundern, daß der so wenig anpassungsfähige Sekretär alsbald in Meinungsverschiedenheiten mit seinem Vorgesetzten geriet, die schließlich mit einem großen Skandal endeten. Die schlechten Erfahrungen führten Rousseau nach seiner Rückkehr nach Paris dazu, auf jede ihn irgendwie bindende Laufbahn in Zukunft ganz zu verzichten: „Ich beschloß daher, mich niemanden anzuschließen, sondern mir meine völlige Unabhängigkeit zu erhalten und mich endlich ganz auf meine Talente zu stützen, über die ich bis dahin allzu bescheiden gedacht hatte, deren Maß ich jedoch endlich zu fühlen begann" (C. VII.). Vom Zeitpunkt dieses Entschlusses an datiert zweifelsohne die zunächst noch ganz klar bewußte und gewollte veränderte Einstellung zur Umwelt. Hier haben wir die allerersten Anzeichen der Verrückung des Persönlichkeitsstandpunktes zu suchen, die vorläufig noch als die Tat eines gesunden Menschen bewertet werden muß und sich erst ganz allmählich ins Krankhafte entwickelt hat. Das Talent, auf das er seine Hoffnungen setzte, war seine musikalische Begabung. Seit den ersten Unterweisungen in Annecy hatte er die Liebe zur Musik beibehalten und sich während seines ganzen abwechslungsreichen Lebenslaufes weitergebildet. Durch Selbststudium hatte er sich auch die nötigen theoretischen Kenntnisse zu verschaffen gewußt, so daß er sich jetzt an die Komposition großer Opern heranwagen konnte.

Bald nach der Rückkehr aus Venedig machte Rousseau in dem Gasthaus, wo er sich niedergelassen hatte, eine Bekanntschaft, die für sein ferneres Leben von größter Bedeutung werden sollte. Unter dem Dienstpersonal des Hauses befand sich ein junges Mädchen Therese Le Vasseur, die von den Gästen viel geneckt wurde. Da sie unfähig war, sich gegen die Übergriffe der lockeren Gesellschaft zu verteidigen, nahm sich der stets mitleidige Rousseau ihrer als Beschützer an. Er wurde durch Dankbarkeit belohnt. Die Beziehungen wurden rasch engere und es entwickelte sich ein Liebesverhältnis, das erst durch den Tod unterbrochen wurde. Es ist bezeichnend für Rousseau, daß er auch hier von vorneherein jede feste Bindung abgelehnt hat. So wenig er sich in einen festen Beruf einfangen ließ, so wenig konnte er sich zu einer Heirat entschließen. Die Eheschließung, die in Rousseaus letzten Lebensjahren noch stattfand, wird man nicht gut für voll nehmen können, denn Rousseau nahm die sakramentale Handlung selbst vor und erklärte nach einer feierlichen Ansprache vor zwei

---

Stadt unter dem unerträglichen Druck des Heimwehs, einzig und allein beherrscht von dem Gedanken: nur wieder nach Hause, den Kopf verliert, die anvertrauten Kinder umbringt und das Haus der Herrschaft in Flammen aufgehen läßt, nur um der verzweifelten Situation zu entrinnen, ist ein gut bekannter Typ. Wie anders dagegen eine intelligente, hochdifferenzierte, sensitive Persönlichkeit in ähnlicher Lage reagieren mußte, zeigt der weitere Lebenslauf Rousseaus.

geladenen Zeugen, daß Therese von nun an seine Gemahlin sei. Rousseau wird nicht müde, die beispiellose Gutherzigkeit und Sanftmütigkeit seiner Therese oder „Tante", wie er sie nannte, zu rühmen. Sehr erstaunt sind wir aber zu hören, daß Therese schwachsinnig war. Sie hat nach Rousseaus eigenem Geständnis niemals recht lesen gelernt, wenngleich sie angeblich etwas schreiben konnte. Mit dem Rechnen war es schon gar nichts, sie kannte „nicht eine einzige Zahl" und Rousseau konnte ihr daher trotz aller Mühe das Ablesen der Zeit auf dem Zifferblatt einer Uhr nicht beibringen; ebensowenig fand sie sich je in der Reihe der Monatsnamen zurecht. Es ist klar, daß eine derartig primitive Persönlichkeit einem erlauchten Geiste wie Rousseau bei allen großen Gaben des Herzens nicht viel bieten konnte. Sie konnte für ihn nicht mehr als Haushälterin und Konkubine sein. Rousseau gibt dann auch zu, im Grunde genommen, niemals „auch nur einen Funken von Liebe" für sie verspürt zu haben (C. XII.). Wenn sich Rousseau trotzdem während seines ganzen Lebens an sie gehalten hat, so ist diese Mesalliance eben nur als Symptom von Rousseaus ganzer Geistesartung zu verstehen. Therese, die Rousseau wenigstens in den ersten Jahren ihres Zusammenlebens in rührender Anhänglichkeit ergeben war, bot ihm die Möglichkeit, den Bedürfnissen seiner Sinnlichkeit nachzugehen und andererseits frei von jeder geistigen Bindung unabhängig neben ihr herzuleben, frei von allen unbequemen Ansprüchen, so daß er ganz in der eigenen Welt aufgehen konnte. Daneben hat zweifelsohne ein Gefühl von moralischer Verpflichtung dazu beigetragen, das Verhältnis zu einem dauernden zu machen.

Verhängnisvoll wurde diese Bekanntschaft, als sich die Folgen derselben bemerkbar machten und Therese schwanger wurde. Der Kindersegen drohte zu einer neuen Einschränkung der eben erst zum Prinzip erhobenen und mühsam gewahrten Selbstherrlichkeit zu werden. Getreu seinem Grundsatze, sich in Zukunft „die völlige Unabhängigkeit zu erhalten", entzog sich der Vater der unerwünschten Bindung an die reale Welt dadurch, daß er der Reihe nach alle Kinder, die ihm Therese gebar, und es waren im Laufe der Zeit nicht weniger als fünf, dem Findelhause überantwortete, zunächst unter dem Einfluß des schlechten Beispiels und durch die wirtschaftliche Notlage gedrängt ohne erhebliche Bedenken, später aber unter jedesmal steigenden Gewissensbissen. Das Opfer, welches er auf diese Weise den autistischen Strebungen seiner Persönlichkeit brachte, hat ihn später bitter gereut. Das Bewußtsein seiner unmenschlichen Tat hat ihm sein ganzes späteres Leben vergiftet; dürfen wir doch nicht vergessen, das Rousseau neben seinen autistischen Neigungen, die auf Absonderung von der Umgebung zielten, eine deutliche Weltzuneigung besaß. Ohne Zweifel liebte Rousseau die Kinder, sonst hätte er unmöglich seinen Emil schreiben können, durch den er die Welt mit der unsterblichen Entdeckung der Kinderseele beschenkte. Der Emil ist sicherlich der Ausdruck unterdrückter Kinderliebe, der gerade durch den Kontrast und den steten Kampf mit den siegreichen autistischen Tendenzen zu jener ungeheueren Großartigkeit gesteigert wurde, die ihm die Bewunderung seiner Zeit und die Verehrung der Nachwelt eingetragen hat. Wie sehr die moralische Niederlage im Kampfe zwischen den unvereinbaren Grundtrieben seiner Persönlichkeit den großen Philosophen bedrängt hat, das sehen wir aus jener Stelle des Emil, die auf diese Verhältnisse anspielt: „Durch Zeugung und Ernährung seiner Kinder kommt ein Vater nur dem dritten Teil der an ihn herantretenden Pflichten nach. Seinem Geschlecht schuldet er Menschen, der Gesellschaft schuldet er gesellige und umgängliche Menschen, dem Staat schuldet er Bürger. Wer diese dreifache Schuld abzutragen vermag

und es nicht tut, macht sich schuldig und noch schuldiger vielleicht, wenn er sie nur zur Hälfte abträgt. Wer die Pflichten eines Vaters nicht zu erfüllen vermag, hat auch kein Recht, es zu werden. Keine Armut, keine Arbeit, keine menschliche Rücksicht irgendwelcher Art kann ihn davon lossprechen, seine Kinder zu ernähren und sie selbst zu erziehen. Schenket mir Glauben, liebe Leser! Ich sage es einem jeden, der noch Gefühl hat und so heilige Pflichten versäumt, voraus, daß er seine Fehler lange bitterlich wird beweinen müssen, ohne je Trost zu finden" (E. I.). Wir verstehen, daß Rousseau unter diesen Umständen das Bedürfnis nach einer Rechtfertigung vor sich selbst suchte. Der Weg, den er zu diesem Zwecke einschlug, bewegt sich in gleicher Richtung wie seine weltanschaulichen Überlegungen, von denen wir bald zu reden haben werden. Es ist der Weg der Anklage gegen die Gesellschaft und an seinem Ende steht der Verfolgungswahn. Doch wollen wir nicht unnötig vorgreifen und vor allem hören, was Rousseau zu seiner Rechtfertigung zu sagen weiß: „Wäre ich einer jener übelgeborenen und vor der süßen Stimme der Natur tauben Menschen gewesen, in deren Innerem kein wahres Gefühl für Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu keimen vermag, so ließe sich meine Härte aufs einfachste begreifen, aber meine Herzenswärme, meine lebhafte Empfindungsfähigkeit, meine stete Bereitschaft, Zuneigung zu empfinden und die Gewalt, mit der ich ihrem Banne anheimfalle, die grausamen Qualen, die mir jedes Brechen mit den Menschen bereitete, das mir angeborene Wohlwollen für alle meine Mitmenschen, meine glühende Liebe zu allem Großen, Wahren und Schönen und Gerechten, meine Abscheu vor jeglichem Bösen, meine Unfähigkeit zu hassen und jemanden Abbruch zu tun, ja auch nur es zu wollen und die Rührung und tiefe und süße Bewegung, die mich beim Anblick alles dessen ergreift, was tugendhaft, großgeartet und liebenswürdig ist: kann alles dieses sich jemals in ein und derselben Seele mit einer Verderbnis paaren, die ohne jedes Bedenken die süßesten aller Pflichten unter die Füße tritt? Nein, ich fühle es und sage es laut, das ist völlig unmöglich. Auch keinen einzigen Augenblick lang ist Jean Jacques jemals in seinem Leben ein gefühlloser, herzloser Mensch und ein unnatürlicher Vater gewesen. Wohl habe ich mich täuschen können, aber innerlich verhärtet bin ich darum doch niemals gewesen. Es hieße allzuviel wagen, wollte ich die Gründe anführen, die mich verleitet haben, denn da sie mich verführen konnten, würde es ihnen auch noch bei anderen gelingen und ich möchte die jungen Männer, die mich vielleicht lesen, nicht der Gefahr aussetzen, sich von denselben Trugschlüssen irre führen zu lassen. Ich will mich darauf beschränken, zu sagen, daß mein Irrtum in dem Glauben bestand, die Tat eines Bürgers und eines Vaters dadurch zu tun, daß ich meine Kinder der öffentlichen Erziehung übergab, da ich sie nicht selber zu erziehen vermochte, und sie dazu bestimmte, Arbeiter und Bauern anstatt Abenteurer und Glücksritter zu werden. Durch solche Gedanken fühlte ich mich als ein Mitglied des platonischen Staates. Mehr als einmal hat mich meine Herzensqual seither gelehrt, daß ich mich damals irrte, meine Vernunft hat mir jedoch niemals ähnliches offenbart, sondern ich habe im Gegenteil oft den Himmel gesegnet, meine Kinder vor dem Schicksale ihres Vaters und vor dem Los bewahrt zu haben, das sie bedroht hätte, sobald ich sie zu verlassen gezwungen gewesen wäre. Hätte ich sie der Frau v. Epinay oder der Frau v. Luxemburg übergeben, welche sich später, sei es aus Freundschaft, sei es aus Großmut, oder aus irgendeinem anderen Grunde, ihrer haben annehmen wollen, wären sie dann glücklicher gewesen, oder wenigstens zu ehrenwerten Leuten erzogen worden? Ich weiß es nicht; eines aber weiß ich

bestimmt: man hätte sie gezwungen, ihre Eltern zu hassen und vielleicht an ihnen zu Verrätern zu werden, und da ist es hundertmal besser, daß diese sie niemals gekannt haben" (C. VIII.). Daß diese ziemlich windigen Sophismen letzten Endes nicht geeignet waren, die Skrupel des Vaters ganz zu beheben, geht aus den angeführten Zeilen schon hervor; dazu war Rousseau moralisch viel zu feinfühlig veranlagt, aber immerhin bewirkten sie doch eine gewisse Erleichterung und waren dazu angetan den Gedankenablauf in eine ganz bestimmte Richtung zu drängen. Dadurch, daß Rousseau den bestehenden sozialen Verhältnissen die Schuld in die Schuhe schob, gewann er einen Ausweg aus seinen Gewissensqualen. Befestigt wurden diese Ideen nun durch ein anderes Ereignis, welches ungefähr in dieselbe Zeit fällt, da Rousseau sich die ersten Gedanken über die Aussetzung seiner Kinder machte. Es ist dies die philosphische Berufung Rousseaus.

b) Die philosophische Erweckung.

Wie wir wissen, hatte sich Rousseau enge an den Philosophen Diderot angeschlossen. Letzterer war wegen einiger anstößiger Stellen in seiner Schrift „philosophische Gedanken" in den Gefängnisturm von Vincennes geworfen worden, und der getreue Rousseau besuchte seinen Freund regelmäßig im Gefängnis, um ihm seine schweren Stunden zu erleichtern. Auf dem zwei Stunden weiten Weg von Paris nach Vincennes hatte Rousseau die Gewohnheit angenommen, unterwegs zu lesen und als er eines Tages in einer Zeitschrift las, fielen seine Augen unerwartet auf die von der Akademie zu Dijon gestellte Preisaufgabe: „Hat der Fortschritt der Wissenschaften und Künste zum Verderb oder zur Veredlung der Sitten beigetragen?" Kaum hatte er diese Zeilen gelesen, da vollzog sich in seinem Geiste eine ungeheuere Revolution: „Ich sah rings um mich eine andere Welt und wurde ein anderer Mensch" (C. VIII). In einem Briefe an Malesherbes hat er sein Erlebnis geschildert. Wir setzen die betreffenden Worte hierher [1]: Nachdem ich vierzig Jahre meines Lebens unzufrieden mit mir und den anderen hingebracht hatte, versuchte ich vergeblich die Bande zu lösen, die mich an die von mir so wenig wertgeschätzte Gesellschaft fesselten, die mich zu mir ganz und gar nicht zusagenden Beschäftigungen zwangen durch anscheinend natürliche, in Wirklichkeit aber eingebildete Bedürfnisse. Da klärte plötzlich ein glücklicher Zufall mich über das auf, was ich für mich zu tun und über andere zu denken hatte, über meine Nächsten, wegen deren sich Kopf und Herz immer in mir stritten, und die ich gerne lieben wollte, auch wenn ich noch so viel Grund hatte sie zu hassen. Ich wünschte mein Herr, daß ich Ihnen diesen Augenblick schildern könnte, der in so einziger Weise in mein Leben eingriff und der mir gegenwärtig sein wird, selbst wenn ich ewig leben sollte. Ich ging, um Diderot zu besuchen, der damals in Vincennes gefangen lag. Ich hatte ein Stück des Mercure de France in der Tasche und blätterte darin unterwegs. Da fiel mir die Frage der Akademie zu Dijon in die Augen, die den Anlaß zu meiner ersten Schrift gegeben hat. Wenn jemals etwas einer plötzlichen Inspiration geglichen hat, so war es die Bewegung, die in mir dadurch entstand. Mit einem Schlage fühlte ich meinen Geist durch tausend Lichter geblendet, Massen von lebendigen Gedanken bieten sich mir auf einmal dar mit einer Kraft und einem Durcheinander, durch die ich in unaussprechliche

[1]) Übersetzung von Möbius.

Verwirrung geriet. Mein Kopf ist betäubt, als ob ich betrunken wäre. Heftiges Herzklopfen droht mich zu ersticken, erschüttert mir die Brust. Ich vermag nicht mehr im Gehen zu atmen und werfe mich unter einen der Bäume der Landstraße. Da bringe ich eine halbe Stunde in solcher Aufregung zu, daß ich beim Aufstehen das ganze Vorderblatt meiner Weste mit Tränen benetzt finde, ohne zu wissen, daß ich solche vergossen. O mein Herr, hätte ich damals den vierten Teil dessen niederschreiben können, was ich unter jenem Baume schaute und empfand, mit welcher Klarheit hätte ich dann die Widersprüche der gesellschaftlichen Ordnung darlegen können, mit welcher Kraft, hätte ich die Mängel unserer Einrichtungen auseinandergesetzt, mit welcher Einfachheit hätte ich dargetan, daß der Mensch von Natur gut ist, und daß allein durch unsere Einrichtungen die Menschen böse werden'" Die Frucht dieses Erlebnisses ist jene Abhandlung über die Wissenschaften und Künste, in der Rousseau die gestellte Frage bekanntlich in negativem Sinne beantwortete und schwere Anklage gegen die gesellschaftliche Kultur seiner Zeit erhob.

Wer den vorstehenden Bericht ohne Kenntnis von Rousseaus Charakteranlage und Lebenslauf liest, könnte versucht sein, darin den Beweis für die Wirksamkeit einer übernatürlichen metaphysischen Kraft zu suchen, wie sie eben das Wesen des Genies ausmachen würde. Dem entgegen sehen wir darin den sinnvollen und verständlichen Ausweg aus den Nöten, in welche Rousseau durch die elementare Antithetik seiner seelischen Triebkräfte hineingeraten war. Man nehme den Anfang des Berichts und halte ihn gegen das, was wir früher schon erfahren haben. „Nachdem ich vierzig Jahre meines Lebens unzufrieden mit mir und den anderen hingebracht hatte, versuchte ich vergeblich die Bande zu lösen, die mich an die von mir so wenig wertgeschätzte Gesellschaft fesselten" heißt es da. Wir wissen warum er unzufrieden war; seine starken autistischen Neigungen, die ihn von jeher zur Absonderung und zum Rückzug auf sich selbst trieben, mußten in der neuen Umgebung, in der er unter einem steten Druck lebte, weil er sie nicht verarbeiten konnte, weit mächtiger hervortreten als je zuvor. Wie gerne hätte er sich gänzlich abgewandt und die seligen Gefilde von Charmettes wieder aufgesucht. Er hatte unter den peinlichen Gefühlen, die sich ihm allenthalben aufdrängten, zwar den Entschluß gefaßt „sich niemanden anzuschließen und sich ganz auf seine Talente zu stützen" (vgl. S. 35), aber trotzdem brachte er es nicht fertig sich ganz loszusagen. Mächtige Fesseln hielten ihn immer noch zurück, wollte er doch „seine Nächsten so gerne lieben, auch wenn er noch so viel Grund hatte sie zu hassen". Daher konnte er auf das Zusammenleben mit ihnen nicht verzichten. Aus diesem unerträglichen Zwiespalt der Gefühle wies ih nun die Preisaufgabe der Akademie zu Dijon auf den rettenden Ausweg. Wenn es ihm mit Hilfe der Preisaufgabe gelang, jener Welt, an die er infolge seiner Veranlagung einen befriedigenden Anschluß nicht erreichen konnte, den Stempel der Minderwertigkeit aufzudrücken, so konnte er sich in Zukunft ohne moralische Bedenken von allen zur Mitwelt führenden Strebungen lossagen und ungehindert von störenden Einflüssen ganz in seiner eigenen Welt aufgehen, in dem tröstlichen Bewußtsein einen moralisch sogar ganz besonders hochwertigen Standpunkt zu vertreten. So stellt sich die preisgekrönte Abhandlung Rousseaus, und damit auch seine ganze spätere Weltanschauung, unter dem Gesichtswinkel der seelischen Entwicklung einer Persönlichkeit gesehen als moralische Rückendeckung beim Abzug aus der Gesellschaft dar. Daß er bei seinem Vorgehen gerade eine moralische Stütze notwendig hatte, ist eben das für Rousseau so besonders Charakteristische, ist doch sein Herz allein

im Hinblick auf „den sechsten, den moralischen Sinn" verständlich (s. S. 31). Um noch mit einem Wort auf den visionären Charakter des Berufungserlebnisses zurückzukommen, so werden wir auch für dieses Moment durch unsere Betrachtungsweise ein gewisses Verständnis gewinnen können. Wenn es erlaubt ist, ein viel gebrauchtes und etwas banales, aber doch immer wieder anschauliches Bild zu gebrauchen, so können wir etwa sagen: wie bei einem scharfgeheizten Dampfkessel sich die ganze aufgespeicherte Energie, nachdem der Hahn zur Maschine geöffnet ist, sich in diese ergießt und das Räderwerk in rasende Bewegung setzt, so können wir uns auch hier vorstellen, daß der ganze im Laufe von Jahren angesammelte dumpfe Druck der Affekte, nachdem einmal der befreiende Ausweg gegeben ist, das Gedankengetriebe in einen wirbelnden und jubelnden Umschwung versetzt, so daß das großartige, überwältigende Bild der weltanschaulichen Inspiration vor unsere Augen tritt.

Rousseau machte sich alsbald daran, die neu gewonnenen Anschauungen von der Minderwertigkeit der bestehenden Gesellschaftsordnung in die Praxis umzusetzen. Er rückte von dieser Gesellschaft und ihrer Kultur immer mehr ab, entsagte allem Luxus, vernachlässigte sein Äußeres, ließ sich einen großen Prophetenbart wachsen (in damaliger Zeit gingen Männer, die etwas auf sich hielten, durchweg glatt rasiert), und gab der Reihe nach alles Gold, das er besaß, seine weißen Strümpfe und seinen Degen weg. Er trug eine runde Perücke und verkaufte seine Uhr, indem er „mit ungeheuerem Jubel sagte: Dem Himmel sei Dank, fortan brauche ich nicht mehr zu wissen, welche Stunde es ist" (C. VIII.). Und als ihm eines Tages seine ganze feine Wäsche gestohlen wurde, auf die er bisher immer stolz gewesen war, fühlte er sich ordentlich befreit. Die Umgangssitten, die er mit seinem Interdikt belegt hatte, vernachlässigte er ostentativ und schreibt mit bemerkenswerter Selbsterkenntnis darüber: „Wider Willen war ich in die große Welt gedrängt worden, ohne doch ihren Ton zu beherrschen, oder auch nur die Fähigkeit zu besitzen ihn zu erlernen oder mich ihm zu unterwerfen. So kam ich denn auf den Gedanken, mir selber einen zurecht zu machen, der mich jeder Beobachtung jener Umgangsformen überhob. Meine widerwärtige dumme Schüchternheit, die ich niemals hatte besiegen können, war stets der Besorgnis entsprungen, gegen den Anstand zu fehlen; so beschloß ich denn, mir dadurch Mut zu machen, daß ich alle Gesetze der Schicklichkeit mit Füßen trat. Aus Schüchternheit ward ich zum Zyniker und Spötter und tat so, als ob ich den Weltschliff, den ich mir hatte nicht aneignen können, von Grund auf verachtete. Diese mit meinen neuen Grundsätzen völlig übereinstimmende Rauheit veredelte sich jedoch in meiner Seele und nahm in ihr die Unerschrockenheit der Tugend an, und ich wage zu behaupten, daß sie sich nur auf dieser erhabenen Grundlage solcherweise länger und besser hat behaupten können, als man es von einem meiner Natur so völlig entgegengesetzten Bestreben erwarten durfte" (C. VIII.). Diese Bemerkung bildet einen willkommenen Beleg für die Erwägungen, die wir an die philosophische Erweckung Rousseaus geknüpft haben. Klar und deutlich gesteht er hier selber ein, daß es die in seiner Natur begründete Unmöglichkeit, sich in der Pariser Gesellschaft zurecht zu finden, war, die ihn den neuen Weg einschlagen ließ, indem sie den von jeher in seiner Seele schlummernden Zwiespalt zwischen autistischen und allotropen Strebungen aktuell machte und auf die Spitze trieb, so daß schließlich der Ausschlag nach einer bestimmten Seite, der des Autismus, erfolgen mußte. Um ganz konsequent zu sein, legte er das Amt eines Steuerkassierers, das ihm seine Bekannten verschafft hatten, nieder und beschloß sich allein durch Noten-

abschreiben und Schriftstellerei, ledig aller Fesseln, seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Es ist klar, daß der auf diese Weise fixierte und moralisch sanktionierte Gegensatz zur Umwelt Rousseau allmählich in eine ganz schiefe Lage bringen mußte. Die unerhörten Paradoxien seines Werkes machten ihn von heute auf morgen zum Helden des Tages. Das Publikum bestürmte ihn und die Salons der großen Welt rissen sich um die Ehre seines Besuches, woran Rousseau begreiflicherweise sehr wenig gelegen war. Andererseits bestaunte man den sonderbaren Heiligen, man bespöttelte ihn als Wundertier und seine bisherigen philosophischen Freunde wurden wohl auch neidisch, denn der beispiellose Erfolg seiner Abhandlung ließ einen neuen, aufgehenden Stern ahnen, der leicht den eigenen Ruhm in Schatten stellen konnte. Zu all dem kam noch ein schon längere Zeit bestehendes, aber jetzt erst mit großer Heftigkeit einsetzendes Blasenleiden, das Rousseau im Verkehr sehr behinderte, war er doch von nun an häufig ans Bett gefesselt und immer wieder gezwungen, zum Katheter zu greifen. Über die Natur dieses Blasenleidens ist viel gestritten worden. Bei der Sektion Rousseaus wurde nichts gefunden, was die Störungen hätte erklären können. Ohne Zweifel hat es sich um eine rein funktionelle Störung gehandelt. Rousseau deutet an, daß er schon in der frühesten Kindheit, ja schon nach der Geburt an Blasenstörungen gelitten habe. Von welcher Art die Krankheitserscheinungen damals gewesen sind, ist nirgends gesagt, später handelte es sich jedenfalls um gesteigerten Harndrang, der oft mit einer Retention verbunden war, also um Spasmen der Schließmuskulatur. Nach all dem, was bekannt ist, muß man daher annehmen, daß eine konstitutionelle Übererregbarkeit des Blasenschließapparats vorhanden war, die als funktionelle Organminderwertigkeit von jeher bereit lag, wohl auch mit der Minderwertigkeit der Sexualanlage in gewissem Zusammenhang steht und etwa der Übererregbarkeit des Sprechapparates beim Stotterer vergleichbar ist. Geradeso wie nun die Neigung zum Stottern bekanntlich durch psychische Faktoren bei einem veranlagten Individuum immer wieder von neuem hervortreten oder verstärkt werden kann, so dürfte wohl auch im vorliegenden Falle die plötzliche Verschlimmerung des anlagemäßig gegebenen Defektes auf psychische Momente zurückzuführen sein. Der Umstand, daß das Blasenleiden einerseits Rousseau im Umgang sehr behinderte, andererseits gerade in dem Augenblicke mit großer Heftigkeit auftrat, als Rousseau so wie so daran ging, aus prinzipiellen Gründen seinen Verkehr einzuschränken, legt die Vermutung nahe, daß die Verstärkung der Beschwerden durch zweckhafte Tendenzen bedingt ist, die sich mit denen decken, welche auch für den Ausbau der Weltanschauung maßgebend gewesen sind, mit dem Unterschiede, daß die Loslösung von der umgebenden Welt hier auf unterbewußten Wegen mit Hilfe hysterischer Mechanismen erreicht wird. So darf man annehmen, daß das ausgebildete „Blasenleiden" gleich der Weltanschauung ein Mittel ist, um sich den Unannehmlichkeiten des gesellschaftlichen Umgangs zu entziehen.

Um der Aufdringlichkeit seiner staunenden Mitmenschen aus dem Wege zu gehen, flüchtete Rousseau verschiedentlich aus Paris hinaus aufs Land, wo er sich unter einfachen Verhältnissen bedeutend wohler fühlte, als in dem unheimlichen Paris. Während eines solchen Landaufenthaltes ging er, der gerade eben noch gegen Künste und Wissenschaften gewettert hatte, daran eine große Oper zu komponieren, die, in wenigen Wochen vollendet, bei der Aufführung ungeteilten Beifall erntete. Es handelt sich um den „Wahrsager vom Dorfe", dessen wir im vorhergehenden schon einmal Erwähnung tun mußten. Die Inkonsequenz

des Verhaltens rächte sich bald. Der König, von dem Werke entzückt, bot dem Komponisten eine Pension an, die er in feierlicher Audienz aus der Hand des Monarchen in Empfang nehmen sollte. Die Aussicht auf diese Situation führte Rousseau in neue Bedrängnisse. Wir lassen die überaus bezeichnenden Überlegungen zu dieser Angelegenheit in extenso folgen: „Wird man glauben, daß die Nacht, welche auf einen so glänzenden Tag (Aufführung der Oper) folgte, eine Nacht der Angst und der Bestürzung für mich wurde. Der erste Gedanke, der mir bei der Nachricht kam, ich sollte dem Könige vorgestellt werden, befaßte sich mit dem häufigen Bedürfnis hinauszugehen (!! Blasenleiden), das mich am Abend selber im Theater unmäßig gequält hatte und mich gerade so gut am nächsten Morgen quälen konnte, während ich auf der Galerie und in den Gemächern des Königs inmitten lauter hoher Standespersonen das Vorübergehen seiner Majestät erwartete. Dies Gebrechen war der Hauptgrund, der mich von allen Gesellschaften fernhielt und mich daran verhinderte, längere Zeit mit Frauen zusammen zu bleiben. Der bloße Gedanke an den Zustand, in den dieses Bedürfnis mich versetzen konnte, schuf es mir sogleich in einem Grade, daß ich hätte ohnmächtig werden können, wollte ich nicht unliebsames Aufsehen erregen, und weit lieber wäre ich gestorben. Nur die Menschen, die diesen Zustand kennen, haben eine Vorstellung von dem Entsetzen, in das man gerät, wenn er droht. Darauf versetzte ich mich vor den König, wie ich seiner Majestät, welche stehen zu bleiben und an mich das Wort zu richten geruhte, vorgestellt wurde. In solchem Augenblick bedurfte es zum Antworten aller Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit. Und würde mich meine verwünschte Schüchternheit, die mich vor dem geringsten Unbekannten befiel, vor dem Könige von Frankreich verlassen, oder würde sie mir es erlaubt haben, im Augenblicke gerade auf das zu verfallen, was zu sagen not tat? Ich wollte, ohne die strenge Miene und den strengen Ton aufzugeben, die ich nun einmal angenommen, mich dennoch für die Ehre erkenntlich bezeigen, die ein so großer Monarch mir erwies. Es galt irgendeine große und nützliche Wahrheit in ein schönes und verdientes Lob zu kleiden. Um aber im voraus eine glückliche Antwort vorbereiten zu können, hätte ich genau wissen müssen, was er wohl zu mir sagen würde, und dennoch war ich nicht sicher, in seiner Gegenwart, selbst dann nicht ein Wort von dem wiederzufinden, was ich mir zurecht gelegt hatte. Was würde in einem solchen Augenblick und unter den Augen des gesamten Hofes aus mir werden, wenn mir in meiner Aufregung irgendeine meiner gewöhnlichen Tölpeleien entschlüpfen sollte? Diese Gefahr versetzte mich in solche Angst, daß ich beschloß, mich ihr um keinen Preis auszusetzen, mochte daraus entstehen, was da wollte. Ich verlor dabei allerdings die Pension, die mir gewissermaßen in Aussicht gestellt worden war, aber ich entging dem Joche, das sie mir auferlegt hätte. Adieu Wahrheit, Freiheit und Mut, wie hätte ich fürderhin noch wagen dürfen von Unabhängigkeit und Uneigennützigkeit zu sprechen? Sobald ich diese Pension annahm, blieb mir nichts anderes mehr übrig als zu schmeicheln oder zu schweigen. Und wer bürgte mir dann dafür, daß sie auch ausgezahlt werden würde? Wieviel Schritte hätte ich nicht vielleicht zu tun, wieviel Leute nicht angehen müssen? Und würde es mir nicht vielleicht weit mehr und weit unangenehmere Plagen bereitet haben, sie mir zu erhalten, als sie völlig zu entbehren? Als ich innerlich auf sie verzichtete, glaubte ich also einen mit meinen Grundsätzen völlig übereinstimmenden Entschluß zu fassen und den Schein der Wirklichkeit aufzuopfern. Ich teilte ihn Grimm mit und er fand nichts darüber zu sagen. Allen anderen schützte ich meine Gesundheit vor und reiste noch am nämlichen Morgen ab" (C. VIII.). Die

hier geschilderte Episode stellt nur ein grotesk verzerrtes Abbild der Situation Rousseaus innerhalb der Pariser Gesellschaft dar. Man sieht an diesem Beispiel sehr schön, wie Rousseau der peinlichen Lage, der er nun eben einmal nicht gewachsen war, entflieht. Zur Entschuldigung dient einerseits das Blasenleiden, das sich hilfreich im kritischen Momente einstellt, andererseits schiebt er, wie zu erwarten, seine weltanschaulichen Grundsätze vor.

Indem Rousseau so den einmal beschrittenen Weg konsequent weiterwandelte und jedes neue Erlebnis nach den erworbenen Gesichtspunkten weiterverarbeitete, wurde der Gegensatz zur Umgebung, der sich bisher nur innerhalb der eigenen Seele als Abneigung bemerkbar gemacht hatte, immer mehr objektiviert, und dadurch, daß die Abneigung zum Ausgangspunkt einer Wertsetzung gemacht wurde, in die Dinge selbst hineingetragen. Die Umwelt erhielt einen zunehmend unfreundlichen, widerwärtigen, ja letzten Endes feindlichen Charakter, der Rousseau seinerseits immer mehr in dem Vorhaben, sich von der Welt zurückzuziehen, bestärkte. Darauf weist folgende Auslassung hin: „Das Pariser Treiben zwischen all den anmaßenden Menschen war so wenig nach meinem Geschmack, die Kabalen der Literaten, ihre schmachvollen Zänkereien, ihre Unaufrichtigkeit in ihren Schriften, ihr hochfahrendes Wesen im Verkehr, waren mir derartig verhaßt und widerlich, und sogar im Umgang mit meinen Freunden fand ich so wenig Geneigtheit, Offenherzigkeit und Freimütigkeit, daß ich von all dem rauschenden Lärm gründlich angewidert, mich glühend nach einem Aufenthalt auf dem Lande zu sehnen begann und da ich nicht sah, wie es mir mein Beruf möglich machen konnte dorthin überzusiedeln, so beeilte ich mich wenigstens meine freien Stunden draußen zu verbringen" (C. VIII.).

In dieser Lage begrüßte Rousseau mit Freuden den Vorschlag eines alten Bekannten, gemeinsam nach Genf zu reisen. Die einfachen ländlichen Verhältnisse seiner Vaterstadt mit ihrer freiheitlichen republikanischen Verfassung zogen Rousseau an und alsbald machte er sich mit seinem Kameraden und Therese zusammen auf den Weg. Er fand in seiner Vaterstadt wohlwollende Aufnahme; sein großer Ruf ebnete ihm die Wege, so daß er bald den Plan faßte, ganz nach Genf überzusiedeln. Um wieder die ehemals leichtsinnig verscherzten Bürgerrechte seiner Heimatstadt zu erlangen, kehrte er zum Glauben seiner Väter zurück, ein Schritt, den er ohne Bedenken tun konnte, da er mit seinen religiösen Überzeugungen jenseits aller kirchlichen Dogmatik stand. Als er nach viermonatlicher Abwesenheit wieder nach Paris zurückkehrte, war er fest entschlossen, in Kürze für immer nach Genf zurückzukehren. Daran hinderten ihn jedoch verschiedene Umstände. Zunächst war es die reservierte Aufnahme seiner der Republik Genf gewidmeten Abhandlung über die Ungleichheit seitens der maßgebenden Persönlichkeiten in Genf, die seine Begeisterung wesentlich erkalten ließ. Dazu kam die Ansiedlung Voltaires in der Nähe von Genf. Rousseau fürchtete von diesem Manne der großen Welt einen sehr schlechten Einfluß auf die patriarchalischen Verhältnisse Genfs. Er sah seine unschuldige Vaterstadt im Geiste bereits in ein kleines Paris verwandelt und da er das Zusammentreffen mit dem rede- und gesellschaftsgewandten Voltaire scheute, kam er immer mehr von seinem ursprünglichen Plane ab. Der ausschlaggebende Grund für den Wechsel seines Vorhabens wurde aber das Anerbieten seiner Freundin, der Frau v. Epinay, die ihm in Montmorency bei Paris ein kleines abgelegenes Gartenhäuschen ihres Parkes als Wohnsitz zur Verfügung stellte. Rousseau, der sich plötzlich vor der Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches sah, nahm nach kurzem Bedenken das freundliche Anerbieten an und zog im Frühjahr 1756 nach der

„Eremitage" in seine ländliche Einsamkeit hinaus, allein von seiner Therese und deren Mutter begleitet. Endlich war die Loslösung von Paris, die ihm so viele Anstrengungen gekostet hatte gelungen. Nun hatte er alles was er wünschte! Wie einst in den glücklichen Tagen von les Charmettes, die ihm in köstlichem Glanze, ungetrübt durch die Schatten der Erinnerung vorschwebten, konnte er jetzt fern von der bösen Welt ganz sich selbst leben; ungehindert konnte er sich seinen Träumereien hingeben und eine Welt vor seinem Auge erstehen lassen, besser und schöner als die, welche er soeben verlassen hatte.

Die nun folgende Periode seines Lebens von 1756—1762 ist die fruchtbarste seines Lebens gewesen. Während dieser Zeit entstanden seine großen Werke, der Gesellschaftsvertrag, der Emil und die neue Heloise, damals hat er seine Weltanschauung vollends ausgebaut und ihr diejenige Form gegeben, die er dann ziemlich unverändert bis zum Ende seines Lebens beibehielt.

Exkurs über die Philosophie Rousseaus und ihre psychologischen Fundamente.

Rousseaus Geisteswerk figuriert in der Geschichte unter dem Schlagwort der „Gefühlsphilosophie". Mit diesem Ausdruck beabsichtigt der Historiker den Gegensatz zu der vorherrschend rationalistisch eingestellten Aufklärungsphilosophie seiner Zeit zu kennzeichnen. Von unserem psychologischen Standpunkt aus werden wir an der Berechtigung dieses Ausdruckes keinen Augenblick zweifeln. Wenn wir uns des Bildes erinnern, das wir von Rousseaus Charakteranlage entworfen haben, wenn wir daran denken, wie er, lebhaften Gefühlen und tief eingewurzelten Neigungen unterworfen, zu einer starken willensmäßigen Bearbeitung der umgebenden Welt unfähig war, so werden wir von vornherein vermuten können, daß seine Anschauungen alle weitgehend gefühlsbestimmt sind. Unverhohlen gesteht er auch selber ein, daß für ihn in Weltanschauungsfragen affektive Bedürfnisse gegenüber logischen Erwägungen den Vorrang hatten. So erklärt er im Hinblick auf die Entstehung seiner Lehre: „Es steht zweifellos fest, daß die Vorurteile der Kindheit und die geheimen Wünsche meines Herzens den Ausschlag der Wage nach der für mich tröstlichsten Seite bestimmt haben" (R. III.). Dabei ist es nun nicht so, daß die geheimen Wünsche des Herzens die untersten Grundfesten bildeten, auf denen sich in logisch scharf abgemessener, widerspruchsfreier Weise das ganze Erkenntnisgebäude erhob, nein, das „emotionale Denken" (H. Maier) wurde für ihn geradezu zur Methode. Nach eigenem Zeugnis entnahm er alle seine Erkenntnisse „durchaus nicht den Prinzipien einer erhabenen Philosophie, sondern er fand sie im Grunde seines Herzens von der Natur mit unauslöschlichen Zügen eingegraben" (E. IV.). „Ich habe über das, was ich tun will", fährt er an derselben Stelle fort, „nur mich selbst zu befragen, alles, von dem mir mein Gefühl sagt, daß es gut ist, ist auch wirklich gut, alles, was mein Gefühl schlecht nennt, ist schlecht". Dieses Bekenntnis enthüllt uns den tiefen wesensmäßigen, in der ganzen Persönlichkeitsstruktur verankerten Gegensatz zur Gedankenwelt seiner Zeit. So unfaßbar ihm die ganze Lebensgestaltung der großen Welt in den Pariser Salons war, so unfaßbar war ihm, „der sich als einziger unter den Zeitgenossen Gefühle bewahrt hatte" (D. I.), die dort herrschende Weltanschauung. Der kalte, vorzüglich auf Erkenntniswerte gerichtete Logizismus der „Zeichen- und Formelmenschen" konnte ihm nicht behagen. „Niemals", sagt er, „habe ich die Philosophie der Glücklichen des Jahrhunderts angenommen; sie ist nicht für mich

gemacht, ich suchte eine, die meinem Gemüt mehr angepaßt war, die mich in den Widerwärtigkeiten des Lebens trösten und zur Tugend aufmuntern konnte" (D. I.). „Ihre Philosophie", meint er von den Enzyklopädisten, „ist für die anderen, ich brauchte eine für mich.... In jedem anderen System würde ich ohne Hilfe leben und ohne Hoffnung sterben, ich wäre das unglücklichste aller Geschöpfe. Also will ich mich an dasjenige halten, das allein imstande ist, mich dem Schicksal und den Menschen zum Trotz glücklich zu machen" (R. III.).

Mit dieser vorwaltenden Gefühlsbestimmtheit bekommt die Weltanschauung Rousseaus einen ausgesprochen intimen Charakter, sie rückt in unmittelbarste Persönlichkeitsnähe und wird für die ganze Lebensgestaltung und psychische Entwicklung ihres Schöpfers von allerhöchster Bedeutung. Treffend hat Rousseau dieses Verhältnis zur eigenen Weltanschauung charakterisiert, indem er den gegenteiligen Standpunkt seiner philosophischen Bekannten folgendermaßen kennzeichnet: „Ich habe viele gesehen, die sehr viel gelehrter philosophiert haben als ich, aber ihre Philosophie war ihnen sozusagen fremd. Sie wollten gescheiter sein als die anderen und studierten zu diesem Zweck aus reiner Neugier den Bau des Weltgebäudes geradeso, wie sie eine Maschine studiert haben würden, die ihnen zufällig unter die Augen gekommen wäre. Sie studierten die menschliche Natur, um gelehrt darüber zu reden, aber nicht um sich selbst kennen zu lernen; sie arbeiteten, um andere zu belehren, aber nicht, um über sich selbst ins Klare zu kommen. Mehrere von ihnen wollten nur ein Buch schreiben, gleichgültig was für eins, allein um den Beifall bemüht....ohne letzten Endes daraus irgendetwas für den eigenen Gebrauch zu entnehmen" (R. III.). Diese Behauptungen mögen übertrieben sein, sie enthalten ohne Zweifel einen richtig gesehenen Kern.

Worin bestehen nun aber jene „Prinzipien, die mit seinen Gefühlen so übereinstimmend" waren? (D. I.). Bei Besprechung der philosophischen Erweckung haben wir bereits den Ausgangspunkt und die Grundrichtung seiner Gedankengänge angedeutet. Mit einer herben vernichtenden Kritik der bestehenden kulturellen und sozialen Verhältnisse beginnt sein Werk und endet mit dem Ausblick auf einen besseren, idealen Zustand. In der Preisschrift der Akademie zu Dijon wird dieses Thema zum ersten Male angeschlagen und dann in den späteren Werken immer wieder aufs neue durchvariiert. In seinem Erstlingswerk wird der raffinierten Überkultur des Rokoko das Idealbild des jugendlichen, unverbrauchten, schlichten Bauern- und Kriegervolkes gegenübergestellt. Das alte Rom und Sparta bilden die vorzüglichsten Beispiele. In schonungsloser Weise verurteilt er alle Verfeinerung der Sitten, wie sie mit der Entwicklung von Kunst und Wissenschaften gegeben ist, als schädlich für das allgemeine moralische Niveau. Wir lassen die Hauptsätze des Werkes in Übersetzung folgen: „Wie angenehm könnte man unter uns leben, wenn die äußere Haltung stets ein Abbild der inneren Seelenregungen wäre, wenn Anstand Tugend wäre, wenn unsere Grundsätze uns zur Richtschnur dienen würden und wenn die wahre Philosophie von dem Namen der Philosophie untrennbar wäre! Aber so viele gute Eigenschaften findet man selten vereinigt; die Tugend zieht nicht unter so großem Gepränge einher. Der Reichtum des Schmucks verrät uns einen wohlhabenden Mann, seine Eleganz einen Mann von Geschmack; den gesunden und kräftigen Mann aber erkennt man an anderen Zeichen. Unter dem ländlichen Gewande eines Bauern, und nicht unter den Flittern eines Höflings wird man Kraft und körperliche Gesundheit finden. Nicht weniger fremd stehen Schmuck und Tugend einander gegenüber, denn diese bedeutet Kraft und Gesundheit der

Seele. Der wohlgeratene Mensch ist ein Athlet, der am liebsten nackt kämpft, er verachtet all die üblen Schmucksachen, die ihn nur am Gebrauch seiner Kräfte hindern würden und die in der Hauptsache nur erfunden worden sind, um irgendwelche häßlichen Mißbildungen zu verdecken. Bevor die Kunst unsere Sitten gebildet hat und unsere Leidenschaften gelehrt hat eine erkünstelte Sprache zu führen, waren unsere Sitten ländlich aber natürlich. Die Verschiedenheit des Auftretens ließ beim ersten Blick die der Charaktere erkennen. Die menschliche Natur war im Grunde genommen nicht besser, aber die Menschen fanden in der Leichtigkeit, sich gegenseitig zu durchschauen, ihre Sicherheit, und dieser Vorteil, dessen Wert wir nicht mehr ahnen, hielt sie von vielen Lastern fern. Heutzutage, wo scharfsinnige Untersuchungen und ein verfeinerter Geschmack die Kunst zu gefallen auf Regeln zurückgeführt hat, herrscht unter unseren Sitten eine üble und trügerische Gleichförmigkeit. Alle Geister scheinen in dieselbe Form gegossen. Unaufhörlich fordert die Höflichkeit und befiehlt die Wohlanständigkeit, unaufhörlich folgt man Gebräuchen, niemals seiner eigenen Anlage. Man wagt nicht mehr zu scheinen, was man ist; unter diesem ewigen Zwang tun die Menschen, welche jene Gemeinschaft bilden, die man Gesellschaft nennt, wenn sie sich in der gleichen Lage befinden, alle dasselbe, es sei denn, daß mächtigere Beweggründe sie davon abhalten. Man wird schlechterdings niemals wissen, mit wem man es zu tun hat. Um seine Freunde kennen zu lernen, muß man auf die großen Gelegenheiten warten, d. h. warten bis es zu spät ist, da es gerade im Hinblick auf diese Gelegenheiten selbst wichtig gewesen wäre sie zu kennen. Welch ein Gefolge von Lastern wird nicht diese Unsicherheit begleiten? Keine aufrichtigen Freundschaften mehr, keine wirkliche Achtung, kein begründetes Vertrauen. Argwohn, Ungewißheit, Besorgnis, Kälte, Zurückhaltung, Haß und Verrat werden sich immer wieder unter diesem gleichförmigen und trügerischen Schleier der Höflichkeit, unter dieser vielgerühmten Artigkeit verbergen, die wir der Aufklärung unseres Jahrhunderts verdanken. Man wird den Namen Gottes nicht mehr durch Schwüre entweihen, aber man wird ihn durch Schmähungen beleidigen, ohne daß unsere feinfühligen Ohren dadurch verletzt werden. Man wird sein eigenes Verdienst nicht rühmen, aber das der andern herunterreißen. Man wird seinen Feind nicht mehr gröblich beleidigen, aber ihn mit Geschicklichkeit verleumden. Der Völkerhaß wird erlöschen, aber zugleich mit ihm die Liebe zum Vaterland. An Stelle der verachteten Unwissenheit wird man einen gefährlichen Pyrrhonismus setzen. Manche Ausschweifungen werden der Verachtung anheim fallen, manche Laster werden zur Entehrung führen, aber dafür werden andere mit dem Namen der Tugend geschmückt werden und man muß sie besitzen oder erheucheln. Man mag die Mäßigkeit der Weisen unserer Zeit rühmen wie man will, ich für meinen Teil werde darin immer nur eine raffinierte Unmäßigkeit erblicken, die meines Lobes ebenso unwürdig ist wie ihre gekünstelte Einfachheit. — Das ist die Reinheit, welche unsere Sitten erlangt haben. Auf diese Weise sind wir rechtschaffene Leute geworden... Wo keine Wirkung ist, gibt es auch keine Ursache zu suchen; aber hier ist die Wirkung gewiß. Es handelt sich um eine unzweifelhafte Sittenverderbnis und unsere Seelen sind in dem Maße verdorben worden, als unsere Wissenschaften und Künste sich der Vollendung genähert haben.... Das tägliche Steigen und Fallen der Wassermassen im Ozean ist dem Laufe des Gestirns, welches uns die Nacht durchleuchtet, nicht regelmäßiger unterworfen, als das Schicksal der Sitten und der Rechtschaffenheit dem Fortschritt der Wissenschaften und Künste. Man hat die Tugend in dem Maß entschwinden sehen, als sich ihr Licht über unseren Horizont

erhob, und dieselbe Erscheinung ist zu allen Zeiten und an allen Orten beobachtet worden." Die folgende rationale Begründung, die Rousseau dieser seiner Anschauung zu geben versucht, interessiert uns an dieser Stelle nicht. Die wenigen angeführten Sätze geben uns den Grundton, auf den die ganze Abhandlung abgestimmt ist und bieten uns bereits reichlichen Einblick in die Gedankenkreise des Autors. Dabei wird uns während des Lesens sofort klar, wie sehr die ganzen vorgetragenen Anschauungen, auf einer subjektiven, individuellen Erfahrung beruhend, durch ganz persönliche Neigungen und Bedürfnisse gefärbt sind. Es ist die tiefe, in der psychopathischen Veranlagung Rousseaus begründete Abneigung gegen die große Gesellschaft der Hauptstadt mit ihren verfeinerten und komplizierten Umgangsformen, mit ihren tausend Verpflichtungen und mit ihren aufs höchste gesteigerten Ansprüchen an Geist und formale Gewandtheit, denen Rousseau nun einmal nicht genügen konnte, und daneben die Sehnsucht nach der einfachen ländlich-anspruchslosen Umgebung seiner Jugend, die dem Autor die Feder geführt hat. Sehr charakteristisch ist, daß Rousseau gerade den Gedanken der Unsicherheit so sehr in den Vordergrund rückt. Die Unsicherheit ist eben gerade seine persönliche Unsicherheit, die Unsicherheit des sensitiven, befangenen, schüchternen Menschen. Ein anderer wäre niemals darauf verfallen hier mit seinem Tadel einzusetzen. Im vorhergehenden haben wir Rousseaus eigenes Zeugnis über diese Zusammenhänge bereits angeführt (vgl. S. 40).

Um einem etwaigen Irrtum vorzubeugen, sei hier ein für allemal bemerkt, daß alle unsere Ausführungen keinerlei Kritik der Rousseauschen Anschauungen enthalten. Der Wahrheitsgehalt seiner Lehre interessiert uns hier nicht, es handelt sich lediglich um eine psychologische Betrachtung.

Die in der Abhandlung über die Wissenschaften und Künste angebahnte Lehre hat Rousseau in seinen folgenden Werken weiter ausgebaut und mit diesem Ausbau zugleich eine weitere noch innigere Anpassung an seine eigenen individuellen Bedürfnisse und Erfahrungen vollzogen. Bereits in seinem zweiten Werk, in der „Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen", deren Entstehung ebenfalls durch eine Preisfrage der Akademie zu Dijon angeregt wurde, finden wir die Grundbegriffe der Rousseauschen Weltanschauung fast alle vor. Er hat in späteren Werken seine Anschauungen mehr oder weniger abgeändert und auch gemildert, in der Hauptsache aber immer das hier geschaffene Gerüst beibehalten. Während er in der Abhandlung über die Wissenschaften und Künste der Zivilisation seiner Zeit die primitiven Ackerbau- und Kriegervölker gegenüberstellt, geht er nun noch einen Schritt in derselben Gedankenrichtung weiter und konstruiert in Anlehnung an ältere Sozialphilosophen, an Hobbes und die Naturrechtschule, einen besonderen Naturzustand des Menschengeschlechtes von typisch Rousseauscher Prägung der dem ausgebilden Kulturzustand mit all seinen Unzulänglichkeiten als Ideal entgegengehalten wird. Indem er den Menschen „von allen übernatürlichen Gaben und allen besonderen im Laufe einer langen Entwicklung erworbenen Fähigkeiten" entkleidet, stellt sich ihm dieser Naturmensch unter dem Bilde eines „Tieres" dar, „das nicht so stark wie die einen und nicht so geschickt wie die anderen, doch alles in allem genommen im Vergleich zu den übrigen Tieren am vorteilhaftesten organisiert ist". „Ich sehe ihn", sagt Rousseau, „wie er sich unter einer Eiche sättigt, wie er am ersten besten Bache seinen Durst stillt, wie er sein Bett am Fuße desselben Baumes findet, der ihm seine Mahlzeit geliefert hat, und damit seine Bedürfnisse befriedigt". Nur wenige kaum hervor-

tretende Leidenschaften bewegen diesen ursprünglichen Menschen: „Die einzigen Güter auf der Welt, die er kennt, sind Nahrung, ein Weib und Ruhe, die einzigen Übel, die er fürchtet, Schmerz und Hunger". Diese Naturmenschen leben, und das ist nun für den Autisten und Einsamkeitsschwärmer Rousseau überaus charakteristisch, gänzlich isoliert, jeder für sich, ohne irgendwelche dauernde Beziehungen untereinander. Sie haben „weder irgend welchen Verkehr untereinander, noch das Bedürfnis darnach". Aus diesem Grunde besitzen sie natürlich auch noch keine Sprache. „Da sie weder Hütten noch Häuser, noch Eigentum irgendwelcher Art besitzen, nistet sich jeder da ein, wo er sich gerade befindet, oft nur für eine Nacht; Männchen und Weibchen kommen zufällig zusammen, wie es sich durch Begegnung, Gelegenheit und Verlangen gerade ergibt, ohne des Wortes zur gegenseitigen Mitteilung zu bedürfen; und mit derselben Leichtigkeit gehen sie wieder auseinander". In diese zunächst vorwiegend naturhistorisch-ethnologische Schilderung mengen sich nun bei der psychologischen Charakteristik des ursprünglichen Menschen neue Züge hinein, die der rein individuellen Selbstwahrnehmung des Autors entstammend dem ganzen Bilde des Naturmenschen eine stark persönliche Note verleihen. Er schildert den Seelenzustand des Naturmenschen folgendermaßen: „Seine Seele, die nichts bewegt, gibt sich allein dem Gefühl seiner momentan vorhandenen Existenz hin, ohne irgendeinen Gedanken an die Zukunft, und wenn es die allernächste wäre; seine Pläne, die ebenso eng begrenzt sind, wie sein Gesichtsfeld, erstrecken sich kaum bis zum Ende des Tages". Dem „Gefühl der momentan vorhandenen Existenz" sind wir schon einmal begegnet, nämlich bei der Schilderung, die Rousseau von seinen Zuständen träumerischer Versunkenheit entworfen hat. Setzen wir den betreffenden Passus noch einmal neben das eben angeführte Zitat aus der Abhandlung über die Ungleichheit, so ergibt sich überzeugend, daß bei der psychologischen Charakteristik des Naturmenschen persönliche, aus der eigenen Reflexion gewonnene Erfahrungen ihren Niederschlag gefunden haben. Es handelt sich um folgende Sätze: „Es gibt einen Zustand, in dem sich die Seele in eine Lage versetzt sieht, die beharrlich genug ist, um ganz darin auszuruhen und sein ganzes Wesen zu sammeln, ohne der Erinnerung an die Vergangenheit und des Ausblicks auf die Zukunft zu bedürfen, ein Zustand, in dem die Zeit nichts für die Seele bedeutet, wo die Gegenwart immer dauert, ohne daß sich diese Dauer bemerkbar macht, ohne daß sich irgendein Eindruck zeitlicher Folge, ohne daß sich irgendein anderes Gefühl der Entbehrung oder des Genusses, der Freude oder des Leids, der Begierde oder der Furcht vorfindet, als ganz allein das Gefühl unserer Existenz". Die Parallele ist eklatant. Die eigentümliche Zeitlosigkeit des Erlebens, das allein herrschende „Gefühl der eigenen Existenz", die Unberührtheit von Leidenschaften — auch die Naturmenschen kennen ja nur einige wenige Affekte von geringer Intensität — finden sich hier wie dort wieder. Damit, daß Rousseau dem Naturmenschen diesen von ihm so hochgeschätzten Seelenzustand zuschrieb, wurde der Naturmensch für ihn zu einer Idealgestalt, um ihn aber auch in den Augen der übrigen Welt in demselben verklärten Lichte erscheinen zu lassen, bedurfte es noch anderer mehr objektiver Wertsetzungen. Dies erreichte Rousseau dadurch, daß er dem Naturmenschen, im Anschluß an die Gedankengänge, welche er schon in seiner ersten Abhandlung entwickelt hatte, den moralischen Vorrang vor dem zivilisierten Menschen erteilte. Dazu führt folgende Überlegung. Es ist klar, daß die Menschen in jenem isolierten Zustand, „der für sie keinerlei moralische Verbindlichkeit und keine Bekanntschaft mit Pflichten einschloß, weder gut noch schlecht sein können, weder

Laster noch Tugenden besitzen". Sie leben in ihrer Einsamkeit jenseits von Gut und Böse. „Gerade deswegen könnte man sagen, sind die Wilden nicht böse, weil sie nicht wissen, was gut sein bedeutet, denn es ist weder ein entwickelter Verstand, noch die Zügel des Gesetzes, was sie vom Bösen zurückhält, sondern die Unkenntnis des Lasters und die geringe Entwicklung ihrer Leidenschaften". Damit befindet sich Rousseau im Gegensatz zu den Anschauungen von Hobbes, nach welchem bekanntlich der Naturzustand durch den Krieg aller gegen alle gekennzeichnet ist. Deshalb polemisiert Rousseau gegen den englischen Philosophen und meint: „Dieser Autor hätte beim Nachdenken über die Grundsätze, welche er aufstellte, sagen sollen, daß der Naturzustand, in dem ja die Sorge um unsere Selbsterhaltung der übrigen Menschheit den geringsten Schaden bringt, infolgedessen auch der friedlichste und dem Menschengeschlecht zuträglichste sei". Der Friede des Naturzustandes wird weiterhin noch dadurch garantiert, daß Rousseau dem Naturmenschen als ursprüngliche Seelenregung das Mitgefühl (pitié) zuschreibt. Es wird von ihm ziemlich unvermittelt als „rein der Natur vor aller Überlegung eigene Seelenregung" eingeführt, die auch den Tieren zukommt und „in jedem Individuum den Antrieb der Selbstliebe mildernd zur wechselseitigen Erhaltung jeder Gattung beiträgt". Vom rein logischen Standpunkt aus könnte man hier erstaunt aufblicken und fragen, wie kommt der ganz isoliert lebende, asoziale und vom Gefühl der eigenen Existenz beherrschte Wilde zu dieser ausgesprochen sozialen Regung des Mitgefühls, die übrigens nach Rousseaus eigenem Urteil die einzige Quelle alles sozialen Verhaltens ist? Gehen wir auf die Persönlichkeit Rousseaus zurück, so erfährt diese Frage leicht ihre Aufklärung. Die scheinbar unmögliche Zusammenstellung von Gefühl der eigenen Existenz und Mitgefühl spiegelt in schöner Weise die elementare Antithetik in Rousseaus eigenem Seelenleben, die Konkurrenz zwischen autistischen und allotropen Strebungen wieder. Auch hier hat der Verfasser, in konsequenter Verfolgung seiner Methode, aus der individuellen Selbstwahrnehmung geschöpft, wenn er dem Naturmenschen die pitié zuschreibt. Den Gegensatz zum Mitgefühl, zur pitié, bildet die Selbstliebe, die „amour de soi", die das ganze Verhalten des Naturmenschen, soweit er nicht der pitié unterworfen ist, leitet und im Gefühl der eigenen Existenz ihre höchste Manifestation erreicht. Die Selbstliebe, ein Begriff, der schon in der Abhandlung über die Ungleichheit vorkommt, aber erst später schärfer herausgearbeitet worden ist, stellt also das Korrelat der autistischen Strebungen Rousseaus dar. Wenn wir hier zunächst das Mitgefühl in scharfen Gegensatz zur Selbstliebe gestellt haben, so ist das wohl nicht ganz richtig, denn das Mitgefühl gehört in gewissem Sinne wieder zur Selbstliebe hinzu, es quillt gewissermaßen aus dieser heraus. Ganz klar ist das Verhältnis beider Begriffe nie. Aber auch Rousseau selbst ist ja über den Widerstreit der Gefühle in seinem Herzen nie ganz hinaus gekommen und letzten Endes, unter Hinterlassung seiner unsterblichen Werke, daran gescheitert.

Zusammenfassend ergibt sich schließlich folgendes Bild des Naturmenschen: „Durch die Wälder streifend, ohne Gewerbe, ohne Sprache, ohne Wohnsitz, ohne Krieg, ohne gegenseitige Verbindung und ohne das Bedürfnis nach Seinesgleichen, ebenso ohne den Wunsch ihnen zu schaden, vielleicht sogar ohne einen von ihnen je persönlich wiederzuerkennen, hatte der wilde Mensch, wenigen Leidenschaften unterworfen und sich selbst genügend, nur die Gefühle und Einsichten, die seinem Zustande eigentümlich sind, er fühlte nur seine wirklichen Bedürfnisse und beobachtete nur das, was für ihn von Interesse zu sehen war. Seine Intelligenz machte keine größeren Fortschritte als seine Selbstgefälligkeit. Wenn er zufällig

irgend eine Entdeckung machte, war er außerstande sie anderen mitzuteilen, da er nicht einmal seine Kinder kannte. Eine Kunstfertigkeit starb mit ihrem Entdecker. Es gab weder Erziehung noch Fortschritt. Die Geschlechter vermehrten sich unnütz, und da jeder immer wieder von vorne anfing, verflossen die Jahrhunderte in der ganzen Primitivität der ältesten Zeiten. Die Gattung war schon alt, aber der Mensch blieb immer noch Kind.... Nichts ist so sanftmütig als der Mensch in seinem primitiven Zustande. Denn durch die Natur in gleichen Abstand vom Stumpfsinn der wilden Tiere und von den gefährlichen Erkenntnissen des zivilisierten Menschen gestellt, durch Instinkt wie Vernunft gleichermaßen darauf beschränkt, sich vor drohendem Unglück zu schützen, wird er durch das natürliche Mitgefühl davon abgehalten irgend jemand Böses zuzufügen und auch durch nichts dazu angetrieben, nicht einmal durch erlittenes Unrecht".

Diese paradiesischen Zustände ändern sich nun, sobald die Menschen miteinander in Verbindung treten. Gemeinsame Bedürfnisse, wie sie die Sorge um Selbsterhaltung mit sich bringt, führen die Menschen zusammen und treiben sie zu gegenseitiger Unterstützung. Zunächst nur vorübergehend, wie es den zufälligen Bedürfnissen gerade entspricht. Mit der Zeit jedoch ergeben sich größere dauerhafte Verbände und die Bedingungen zu einer primitiven Kultur sind gegeben. Im Interesse der gegenseitigen Verständigung bilden sich die Anfänge einer Sprache heraus; die gegenseitigen Beziehungen führen zu wechselseitigen Verpflichtungen; es erfolgt ein Austausch von Erfahrungen; der Intellekt erwacht und führt zu allerhand Entdeckungen; die ersten Spuren künstlerischer Tätigkeit sind zu verzeichnen. Damit erhebt sich der Mensch wohl über den rohen Naturzustand, aber gleichzeitig geht auch seine kindliche Unschuld verloren und das Verhängnis bricht über ihn herein. Die natürliche Ungleichheit der Menschen, ihre Verschiedenheit an Körpergröße, Kraft, Geschicklichkeit, Schönheit und Intelligenz, die im Naturzustande ganz bedeutungslos war, führt zu gefährlichen Verwicklungen. Die Menschen beginnen jetzt, da sie zusammenleben, sich gegenseitig zu vergleichen und abzuschätzen. „Unmerklich gewinnt man die Begriffe des Verdienstes und der Schönheit, die das Gefühl der Bevorzugung entstehen lassen". „Sobald die Menschen angefangen hatten sich wechselseitig abzuschätzen und der Begriff der Hochachtung in ihrem Geiste ausgebildet wurde, behauptete jedermann darauf Anrecht zu haben und niemand konnte sie ohne Nachteil entbehren. Aus diesem Umstand entsprangen die ersten Pflichten der Höflichkeit, selbst unter den Wilden, und von diesem Augenblick an wurde jedes absichtliche Unrecht eine Beleidigung, weil der Angegriffene in der mit der Feindseligkeit verbundenen Beeinträchtigung zugleich eine Verachtung seiner Persönlichkeit erblickte, die oft unerträglicher war, als die Beeinträchtigung selbst. Da nun jeder die ihm bewiesene Verachtung entsprechend dem Wert, den er sich selbst beimaß, bestrafte, so kam es, daß die Racheakte furchtbar und die Menschen blutdürstig und grausam wurden." Durch das dauernde gegenseitige Vergleichen, wie es der Verkehr der Menschen mit sich bringt, geht die Selbstliebe, die das Wesen des Naturmenschen ausmachte, verloren. Der Mensch lebt jetzt nicht mehr allein aus sich, aus dem Gefühl seiner eigenen Existenz heraus, sondern nur noch in Beziehung auf andere. Damit wird die Selbstliebe stufenweise durch die Eigenliebe (amour propre) ersetzt, die als der Grundquell alles Bösen und aller schlechten Leidenschaften das herrschende Prinzip in der Gesellschaft bildet. Trotz dieser unerfreulichen Erscheinungen liegen die Verhältnisse bei Beginn der kulturellen Entwicklung immer noch verhältnismäßig günstig. Erst dann, wenn sich im Laufe der Zeit die Beziehungen

und gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnisse der Menschen noch enger gestalten, machen sich die Folgen des Zusammenlebens in ihrer ganzen Schwere bemerkbar. „Solange sich die Menschen mit ihren ländlichen Hütten begnügten und sich darauf beschränkten ihre Kleider aus Fellen mit Dornen oder Fischgräten zu nähen, sich mit Federn und Muschelwerk zu schmücken, sich den Körper mit verschiedenen Farben zu bemalen, ihre Bogen und Pfeile zu verbessern und zu verschönern, solange sie allein darauf bedacht waren mit scharfen Steinen einige Fischerboote oder rohe Musikinstrumente zuzurichten, solange sie sich, mit einem Wort, nur solche Arbeiten vornahmen, die ein einziger bewältigen konnte, und nur solche Kunstfertigkeiten ausübten, die keine Zusammenarbeit mehrerer Hände erforderten, lebten sie frei, gesund und glücklich, soweit ihnen dies ihrer Naturanlage nach überhaupt möglich war, und genossen in der Folge untereinander die Annehmlichkeiten eines unabhängigen wechselseitigen Verkehrs. Aber von dem Augenblick an, wo ein Mensch die Hilfe eines anderen benötigte und wo man bemerkte, daß es für einen einzelnen von Nutzen war, die Unterhaltsmittel für zwei zu besitzen, verschwand die Gleichheit, das Eigentum wurde eingeführt, und die Arbeit notwendig. Die weiten Wälder verwandelten sich in lachende Fluren, die man mit dem Schweiß der Menschen bewässern mußte und bald sah man dort zusammen mit den Ernten Sklaverei und Elend emporkeimen." Die Gewerbe und Industrien und unter diesen besonders Ackerbau und Metallindustrie sind es also, die das Unglück des Menschen vollständig machten: „Eisen und Getreide haben den Menschen zivilisiert und das menschliche Geschlecht verdorben". Denn, „aus der Bewirtschaftung des Bodens folgt notwendigerweise dessen Teilung und nachdem das Eigentum einmal bekannt ist, folgen aus diesem die ersten gesetzlichen Vorschriften", und damit sind unzählige neue Möglichkeiten für Laster und Vergehen geschaffen. Dazu wird die Ungleichheit unter den Menschen immer größer; der Stärkere und Geschicktere „wird durch seine Arbeit bald ein großes Vermögen erlangen, während der andere kaum genug zum Leben hat". Ohne sich des näheren auf die Einzelheiten der weiteren Entwicklung einzulassen, geht Rousseau gleich zur Schilderung der Zustände über, die sich aus dieser Lage der Dinge schließlich ergeben müssen: „So finden wir allmählich alle unsere Anlagen entwickelt, Gedächtnis und Phantasie sind im Werk, die Eigenliebe ist geweckt, die Vernunft ist zur Tätigkeit erstanden und der Geist beinahe bis zur Grenze der höchst möglichen Vollkommenheit gelangt. Alle natürlichen Fähigkeiten sind in Betrieb gesetzt, Rang und Verhältnisse des einzelnen Menschen sind bestimmt, und zwar nicht nur mit Rücksicht auf sein Vermögen und die Macht zu schaden oder zu nützen, sondern auch mit Rücksicht auf Geist, Schönheit, Kraft oder Geschicklichkeit, Verdienst und Talente. Da letztere Fähigkeiten die einzigen sind, die ihrem Besitzer Hochachtung verschaffen können, so mußte man sie entweder besitzen oder erheucheln. Im eigenen Interesse mußte man sich anders zeigen, als man in Wirklichkeit war. Sein und Schein wurden zwei ganz verschiedene Dinge und aus diesem Unterschied entsprangen imponierende Pracht und trügerische List mit all den Lastern, die ihr Gefolge ausmachen. Andererseits geriet der früher freie und unabhängige Mensch durch eine Menge neuer Bedürfnisse in Abhängigkeit von der ganzen Natur und besonders in Abhängigkeit von seinen Mitmenschen, deren Sklave er wurde, selbst wenn er ihr Herrscher war. Als Reicher benötigt er ihre Dienste, als Armer ihre Hilfe und auch der Mittelstand ist nicht in der Lage sie zu entbehren. Also muß der Mensch unaufhörlich danach streben, die anderen für sein eigenes Schicksal zu interessieren und

versuchen bei ihnen den Glauben zu erwecken, daß mit der Arbeit für sein persönliches Wohl ein wirklicher oder scheinbarer Vorteil für sie selbst verbunden sei. Dieser Umstand macht ihn betrügerisch und arglistig gegen die einen, herrisch und hart gegen die anderen, er versetzt ihn in die Notwendigkeit alle, die er nötig hat, zu täuschen, soweit es ihm nicht gelingt sie in Furcht zu versetzen oder den eigenen Nutzen mit dem Dienst für die anderen zu verbinden. Endlich ist es der verzehrende Ehrgeiz und die, weniger aus einem wahren Bedürfnis, als aus dem Verlangen sich über die anderen zu erheben, entspringende, leidenschaftliche Sucht, das eigene doch immer nur relative Glück zu steigern, welche allen Menschen den finsteren Hang einflößt, einander zu schaden. Diese geheime Eifersucht ist um so gefährlicher, als sie oft, um ihren Schlag mit um so größerer Sicherheit zu führen, unter der Maske des Wohlwollens auftritt. Mit einem Wort, Konkurrenz und Rivalität auf der einen, Interessengegensätze auf der andern Seite und dazu immer wieder der verborgene Wunsch seinen Profit auf Kosten des anderen zu machen. Alle diese Übel sind die erste Folge des Eigentums und die unabtrennbare Begleiterscheinung der entstehenden Ungleichheit." Bei dieser Lage der Dinge kann es nicht ausbleiben, daß ein gewaltiges Ringen, ein verzweifelter Kampf aller gegen alle entsteht, der nur durch die Aufrichtung einer beherrschenden Staatsgewalt einigermaßen in Schranken gehalten werden kann. Durch einen Staatsvertrag schließen sich daher größere Mengen von Menschen zusammen und unterwerfen ihre Streitigkeiten der Entscheidung durch das Gesetz. Dadurch werden zwar die schlimmsten Auswüchse der Eigenliebe beseitigt, aber die so gewonnene Sicherheit ist nur durch neue Übel erkauft; denn die Streitigkeiten gehen vom einzelnen auf die Staatsverbände über, es entstehen die Nationalkriege, Schlachten, Massenmord und Repressalien kommen auf; „Das Blutvergießen wird in den Rang einer Tugend erhoben".

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, die Darlegungen Rousseaus noch weiter zu verfolgen. Von Wichtigkeit ist für uns die Feststellung, daß auch die Abhandlung über die Ungleichheit mit ihrer Kritik der bestehenden sozialen und gesellschaftlichen Verhältnisse ganz in die Gedankengänge des ersten Werkes einmündet und nur eine Erweiterung desselben darstellt. Was neu hinzukommt, ist das Idealbild des Naturmenschen, das unverkennbare Züge von Rousseaus eigenem Wesen enthält. Nach „den geheimen Wünschen seines Herzens" hat Rousseau den Naturmenschen geformt und ihn mit allen Eigenschaften ausgestattet, die ihm begehrenswert erschienen. Durch seine Isolation, durch seine Freiheit und Unabhängigkeit, durch seine tatenlose Ruhe und durch seine Beziehung zu jenen von Rousseau so hochgeschätzten Zuständen weltvergessener traumhafter Versunkenheit wurde der Naturmensch für ihn zum Ideal, das hellleuchtend dem zivilisierten Menschen, dem Vertreter der von ihm „so wenig wertgeschätzten Gesellschaft" gegenübersteht. Es sind also vorwiegend die autistischen Persönlichkeitskomponenten, die das Bild des Naturmenschen geschaffen haben. Die viel gepriesene Selbstliebe ist das Korrelat des Rousseauschen Autismus. Diese zunächst rein subjektive Wertung hat Rousseau, wie wir sahen, dadurch zu objektivieren, zur allgemeingültigen zu machen versucht, daß er die Entwicklung der Menschheit einer moralischen Betrachtung unterzog, als deren Ergebnis sich die moralische Minderwertigkeit des Kulturmenschen herausstellte.

Um die verschiedene Bewertung des Natur- und Kulturzustandes noch einmal vor Augen zu führen geben wir hier den Schlußabschnitt von Rousseaus Abhandlung: „Der wilde und der zivilisierte Mensch unterscheiden sich so grund-

legend durch ihre Gefühle und Neigungen, daß alles, was das höchste Glück des einen ausmacht, den anderen zur Verzweiflung bringen würde. Der erstere trachtet nur nach Ruhe und Freiheit, er will nur leben und müßig bleiben, selbst die Ataraxie des Stoikers reicht nicht an den unerschütterlichen Gleichmut heran, mit dem er allen Dingen gegenübersteht. Der Bürger dagegen ist immer tätig, er schwitzt und ist in beständiger Aufregung, ohne Unterlaß quält er sich, um noch mühevollere Arbeiten aufzusuchen: er arbeitet bis zum Tode, ja er wirft sich diesem in die Arme, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen oder verzichtet auf das Leben um der Unsterblichkeit willen. Den Großen, die er haßt, macht er den Hof, geradeso wie den Reichen, die er verachtet; er spart nichts, wenn es auf die Ehre ankommt, ihnen zu dienen. Voll Hochmut rühmt er sich seiner Niedrigkeit und ihrer Protektion; voll Stolz auf seine Sklaverei spricht er mit Hohn von all denen, die nicht die Ehre haben sie zu teilen..... Welch Schauspiel für einen Karaiben bietet nicht das mühevolle und viel beneidete Geschäft eines europäischen Ministers! Dieser gleichmütige Wilde würde viel lieber den grauenhaftesten Tod erdulden, als die Schrecken eines solchen Lebens, das oft nicht einmal durch die Freude des Wohltuns gemildert ist. Denn um den Zweck so vieler Sorgen einzusehen, müßte er mit den Worten „Macht" und „Ansehen" irgendeinen Sinn verbinden. Er müßte wissen, daß es eine Sorte von Menschen gibt, die den Blicken der übrigen Welt einen besonderen Wert beimessen, für deren Glück und Selbstzufriedenheit das Zeugnis des anderen Menschen bedeutsamer ist, als ihr eigenes. Und darin besteht in der Tat die wahrhafte Ursache all dieser Unterschiede: Der Wilde lebt in sich selbst, der soziale Mensch immer außer sich, in der Meinung der anderen und nur aus ihrem Urteil bezieht er sozusagen das Gefühl seiner eigenen Existenz. Es ist nicht meine Aufgabe zu zeigen, wie aus einer derartigen Geistesverfassung so viel Gleichgültigkeit gegen das Gute und Böse im Verein mit so schönen Abhandlungen über die Moral entsteht; wie alles auf bloßen Schein hinauskommt und dadurch gekünstelt und spielerisch wird, Ehre, Freundschaft, Tugend und oft sogar selbst die Laster, nachdem man endlich das Geheimnis entdeckt hat, daß man sich auch ihrer rühmen kann; wie wir mitten unter so viel Philosophie, Humanität, Höflichkeit und herrlichen Lebensregeln nur eine trügerische nichtssagende Außenfassade, Ehre ohne Tugend, Vernunft ohne Weisheit und Vergnügen ohne Glück besitzen, nur weil wir immer die anderen über unsere eigene Persönlichkeit zu Rate ziehen und niemals uns selbst über diesen Punkt befragen. Es genügt mir, bewiesen zu haben, daß es sich hier keineswegs um den ursprünglichen Zustand des Menschen handelt, und daß es allein der Geist der Gesellschaft ist, durch welche alle unsere Neigungen in der beschriebenen Weise verändert und verdorben werden."

Mehrfach haben wir uns im Verlaufe der vorstehenden Ausführungen von der Tatsache überzeugen können, daß die stärkste Quelle, aus der Rousseaus Erkenntnisse über den Naturzustand fließen, in der eigenen inneren Erfahrung begründet liegt. Aus der äußeren Erfahrung konnte er seine Anschauungen nicht direkt entnehmen. Er war sich selbst darüber klar, daß seine Lehre nur den Wert einer Hypothese beanspruchen konnte, und hat in der Einleitung zur Abhandlung über die Ungleichheit ausdrücklich bemerkt, daß der Naturzustand „vielleicht niemals existiert hat". Wenngleich er immer wieder versucht hat, seine Theorien durch historisches und ethnologisches Material zu belegen, so gut dies bei dem damaligen Stand der Kenntnisse möglich war, so sind sie ihm alle doch nur „Vermutungen, die einzig und allein aus der Natur des Menschen

gezogen sind", will sagen: aus der Natur, wie sie sich ihm in der eigenen inneren Wahrnehmung, im Lichte seiner Wünsche und Neigungen darstellte. Der Naturbegriff besteht also aus zwei Anteilen, einem wesentlichen psychologischen und einem weniger wichtigen historisch-ethnologischen. In seinen späteren Werken hat Rousseau den ersteren immer mehr ausgebaut und die grobe historisch-ethnologische Einkleidung immer mehr fallen lassen. Der Grundgedanke, daß der einsame natürliche Mensch gut ist und erst durch den Umgang mit anderen Menschen verdorben wird, bleibt in allen Werken immer der gleiche.

Da wir also nichts prinzipiell Neues mehr hören werden, können wir uns darauf beschränken, das philosophische Hauptwerk Rousseaus, den Emil, nur mit einem kurzen Überblick noch zu streifen. Hier wendet der Philosoph dieselben Gesichtspunkte, die ihn bei seinen phylogenetischen Betrachtungen geleitet haben, auf die Entwicklung des Einzelindividuums und dessen Erziehung an. Durch den Gegenstand selbst ist Rousseau gezwungen, auf die historisch-ethnologische Illustration seiner Gedanken zu verzichten und wendet diese ins rein Psychologische. Der natürliche Mensch wird zum Träger einer bestimmten seelischen Verfassung, die allein Glück und Frieden gewähren kann, er wird folgendermaßen charakterisiert: „Der natürliche Mensch ist ein Ganzes für sich; er ist die numerische Einheit, das absolute Ganze, das nur zu sich selbst oder zu seinesgleichen in Beziehung steht." Ihm steht gegenüber der innerlich zerrissene freudlose bürgerliche Mensch, dieser „ist nur eine gebrochene Einheit, welche es mit ihrem Nenner hält und deren Wert in ihrer Beziehung zum Ganzen liegt, welches den sozialen Körper bildet. Die guten sozialen Einrichtungen vermögen den Menschen am ehesten seiner Natur zu entkleiden, ihm seine absolute Existenz zu rauben, um ihm dafür eine relative zu geben und das ist, in die allgemeine Einheit zu versetzen, so daß sich jeder einzelne nicht mehr für eine Einheit, sondern für einen Teil hält und nur noch in dem Ganzen wahrnehmbar ist" (E. I.). Die ursprünglich treibende, alle Äußerungen des natürlichen Menschen bestimmende Kraft ist die Selbstliebe, wir kennen sie bereits. Sie ist „die Quelle unserer Leidenschaften, der Anfang und die Grundursache aller übrigen, die einzige die mit dem Menschen geboren wird und ihn nie verläßt, solange er lebt", sie ist die primäre, angeborene, jeder anderen vorausgehende Leidenschaft, von welcher alle übrigen nur Modifikationen sind, sie ist „immer gut und immer der Ordnung gemäß." „Die Selbstliebe ist das erste Gefühl des Kindes, das zweite, welches diesem entspringt, ist die Liebe zu denen, welche seine Umgebung bilden." Durch diese Wendung erhält die Selbstliebe jene für Rousseau charakteristische Einschränkung, die wir aus der Abhandlung über die Ungleichheit als Mitgefühl kennen gelernt haben. „Ein Kind ist also von Natur zur Anhänglichkeit geneigt, weil es bemerkt, daß jeder, der sich ihm naht, darauf bedacht ist, ihm Beistand zu leisten und weil sich infolge dieser Beobachtung die Gewohnheit in ihm bildet, auch seinerseits gegen seinesgleichen eine freundliche Gesinnung zu zeigen." Die Selbstliebe kann sich nun niemals voll auswirken, denn sowie das Kind mit anderen Menschen in Berührung kommt, wird die Selbstliebe verdrängt und durch die Eigenliebe ersetzt. „In dem Maße, wie sich die Beziehungen des Kindes, seine Bedürfnisse, seine aktive und passive Abhängigkeit erweitern, erwacht in ihm das Gefühl von den Verhältnissen, in welchen es zu andern steht und ruft zugleich das Bewußtsein seiner Pflichten und der ihm zustehenden Rechte hervor. Infolgedessen wird das Kind befehlshaberisch, eifersüchtig, betrügerisch und rachgierig." So haben wir nach Rousseau hier im Gebiete der individuellen Entwicklung genau die gleichen Verhältnisse wie

in der Stammesgeschichte des Menschen. Die von Natur gute Anlage des einzelnen wird im Verkehr mit den übrigen Menschen verdorben. „Alles ist gut, wenn es aus den Händen des Schöpfers hervorgeht; alles entartet unter den Händen der Menschen" (E. I.).

Welche Folgerungen ergeben sich nun für die Erziehung aus diesem grundlegenden Satz, den Rousseau als Quintessenz seiner gesamten Überzeugungen an die Spitze seines großen pädagogischen Werkes gestellt hat? Was hat zu geschehen, um dem heranwachsenden Kinde nach Möglichkeit die ursprüngliche ideale Geistesverfassung zu bewahren? „Unzweifelhaft viel, nämlich zu verhindern, daß etwas geschieht!" Alle ungünstigen Einflüsse, wie sie durch die Berührung mit der menschlichen Gesellschaft gegeben sind, müssen nach Möglichkeit ausgeschaltet werden, so daß sich die natürliche Anlage des Kindes frei und ungehindert entwickeln kann. Ohne Voreingenommenheit hat sich der Erzieher ganz nach der Natur seines Zöglings zu richten; alle menschlichen Vorschriften und Verbote fallen bei dieser Erziehung weg, allein durch die in der Natur selbst liegende Schranke der Dingwelt und nicht durch den Erzieher soll das Streben des Kindes in angemessene Grenzen zurückgewiesen werden. Die Erziehung bekommt dadurch einen negativen, vorbeugenden Charakter. Die Kunst besteht darin: „alles zu tun und doch zugleich nichts zu tun", ihr Ziel ist der „Mensch" und nicht der „Bürger" (E. I.).

Es ist für unser spezielles Problem ohne Belang, welche Folgerungen Rousseau im einzelnen als Pädagoge und Sozialphilosoph aus den geschilderten Anschauungen gezogen hat, dagegen erhebt sich für uns die Frage, welche Bedeutung alle diese Lehren für ihn selbst hatten, und damit kehren wir wieder zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück. Aus Rousseaus eigenen Mitteilungen hatten wir entnommen, daß es ihm bei der Aufstellung seines Systems nicht nur darauf ankam, andere zu belehren, als Reformator, Weltverbesserer und Sittenprediger aufzutreten, sondern daß er vielmehr bestrebt war, Richtpunkte für die eigene Lebensgestaltung zu gewinnen, handelte es sich doch für ihn darum, eine eigene Philosophie zu begründen, die seinen persönlichen Bedürfnissen und Neigungen angemessen war. Die Antwort auf diese Frage erteilt Rousseau mit folgenden Sätzen: „Hineingestellt in die menschliche Gesellschaft mit ihrer Menge von Leidenschaften und Vorurteilen, die den Menschen irreführen, mit ihrem Wall von Hindernissen, die ihn vom wahren Ziele unseres Lebens abhalten, bleibt dem Weisen, der durch die dauernde Erschütterung eigener und fremder Leidenschaften hin- und hergeworfen wird, und unter so viel verwirrenden Direktiven keine passende zu finden vermag, nichts anderes übrig, als sich so weit als möglich von der großen Menge abzusondern und mit Geduld auf dem Platze zu verweilen, wo ihn das Schicksal hingestellt hat. Nur dann, wenn er sich jedes Handelns enthält, vermeidet er mit Sicherheit den Sturz ins Verderben und die Verwicklung in neue Irrtümer" (D. I.). Oder bildlich ausgedrückt: „Laßt uns den Radius unseres Kreises genau abmessen und im Mittelpunkt desselben wie eine Spinne in der Mitte ihres Netzes bleiben; dann werden wir uns immer selbst genug sein und uns nicht über unsere Schwäche zu beschweren brauchen, weil wir sie nie empfinden werden" (E. II.). Also: Abkehr von der verdorbenen Gesellschaft, Rückzug auf sich selbst, Wiedergewinnung der amour de soi, das ist der Weisheit letzter Schluß, über den wir uns nicht weiter wundern werden, da er bereits als Wunsch am Ausgangspunkt aller Überlegungen steht und die Gedankengänge des Philosophen mehr oder weniger bewußt geleitet hat. Als Rousseau nach der Rückkehr von Italien den Entschluß gefaßt hatte, sich

niemand mehr anzuschließen und sich allein auf sich selbst zu verlassen, hatte er den ersten Schritt auf dem Wege nach rückwärts in die seligen Gefilde seiner Jugend, wo er ganz er selbst war, getan; doch ging die Lösung von der so wenig wertgeschätzten Gesellschaft nicht so rasch, wie er es gerne gewollt hätte. Noch ketteten ihn starke Triebe seines Herzens, Freundschaft und soziale Verpflichtungen an seine Mitwelt. Sein affektgeborener Entschluß mußte erst die lange und komplizierte, rationalisierende Interpolation weltanschaulicher Überlegungen durchlaufen, ehe er ihn vor sich selbst als vollwertig und berechtigt gelten lassen konnte. Der moralisch feinfühlige Rousseau mußte ihn erst mit dem Stempel der moralischen Rechtfertigung verstehen, ehe er es wagen konnte, ihm Folge zu leisten. Nun aber hatte er ein sicheres Vehikel gefunden, auf dem er die Reise ins Reich seiner Träume, fort von Paris aufs Land hinaus antreten konnte. In der moralischen Degradierung seiner Mitwelt hatte er eine Waffe gefunden, mit der er es wagen konnte, den Mahnungen des eigenen Gewissens wie den Ansprüchen der Welt zu trotzen, und sein Leben ganz nach eigenem Belieben einzurichten. Bisher war er im Kampfe mit der Welt stets unterlegen. Durch das peinliche Gefühl eigener Unzulänglichkeit bedrückt, hatte er sich nur mit Angst und Zittern in der Pariser Gesellschaft bewegt, nun wußte er sich auf einmal über sie erhaben. Dadurch, daß er ihre ganze Kultur als eine minderwertige Scheinkultur brandmarkte, hatte er einen Sieg gewonnen, der sein Herz höher schlagen ließ. Diese Kompensation von Minderwertigkeitsgefühlen ist der andere große Gewinn, den ihm seine Weltanschauung einbrachte. Wexberg hat im Anschluß an die aus Adlers Werk „über den nervösen Charakter" bekannten Gedankengänge auf die Bedeutung dieses Faktors für den Aufbau von Rousseaus Moralphilosophie hingewiesen. Folgende Auslassungen stellen ein beredtes Zeugnis für die Steigerung des Selbstwertbewußtseins dar, die sich im Anschluß an seine philosophische Tat und die damit verbundene Reform seiner Lebenshaltung bei Rousseau einstellte: „Bis dahin war ich gut gewesen, von nun an war ich tugendhaft, oder wenigstens tugendtrunken. Dieser Rausch hatte zwar in meinem Kopfe begonnen, war von dort aber in mein Herz hinabgedrungen. Der edelste Stolz keimte nun dort auf den Trümmern der entwurzelten Eitelkeit. Ich machte nichts vor, sondern ward in Wahrhaftigkeit zu dem, als der ich erschien und zum mindesten vier Jahre lang, während welcher jene Gärung in voller Kraft bestand, gab es im Bereich des menschlichen Herzens nichts Großes und Schönes, zu dem ich vor mir und Gott allein nicht fähig gewesen wäre. Hieraus entsprang meine plötzliche Beredsamkeit, aus dieser Quelle strömte jenes wahrhaft himmlische Feuer in meine Bücher über, das mich so tief durchglühte und doch vierzig Jahre lang nicht einen einzigen Funken gesprüht hatte, weil es noch nicht angezündet worden war. Ich war innerlich umgewandelt; meine Bekannten, meine Freunde erkannten mich nicht wieder. Ich war nicht mehr jener schüchterne, eher verlegene als bescheidene Mensch, der sich weder zu zeigen, noch zu reden wagte, den ein mutwilliges Wort aus der Fassung brachte, und dem der Blick einer Frau alles Blut in die Wangen trieb. Kühn, stolz, unerschrocken zeigte ich überall eine um so festere Sicherheit, als sie schlicht war und mehr in meiner Seele als in meinem Äußeren herrschte. Die Verachtung, welche mir eine tiefdringende Betrachtung für die Sitten, Grundsätze und Vorurteile meines Jahrhunderts eingeflößt hatten, machte mich unempfindlich gegen die Spötterei derer, die sie teilten, und ich zermalmte mit meinen Aussprüchen ihre Wörtlein, wie man ein Insekt zwischen seinen Fingern zerdrückt. Welche Wandlung! Ganz Paris wiederholte die bitteren und beißenden Sarkasmen desselben Mannes,

der zwei Jahre vorher und zehn Jahre nachher weder die Sache zu finden wußte, die ihm zu sagen oblag, noch das Wort, das sich für sie geziemte. Wollte man diejenige Wesensverfassung von der Welt erdenken, welche meiner Natur am wenigsten entsprach, so müßte man die geschilderte aufstellen. Gedenkt man der kurzen Augenblicke meines Lebens, in denen ich ein anderer wurde und gewissermaßen aufhörte ich zu sein, so wird man ihren gewichtigsten wiederum in die Zeit setzen, von der ich spreche, nur daß er diesmal nicht wie sonst sechs Tage oder sechs Wochen dauerte, sondern nahezu sechs Jahre" (C. IX.).

c) Der Bruch mit den Freunden, die ersten Anzeichen der Paranoia.

Wir waren Rousseau bis zu seiner Übersiedlung in die Eremitage gefolgt. Alle Bedenken, die einer Abkehr von der Welt im Wege standen, die Stimme des eigenen Herzens und die Mahnungen des Gewissens hatte er mit seiner neu begründeten Weltanschauung aus dem Wege geräumt. Zu seinem großen Leidwesen mußte er jedoch bald bemerken, daß ihm Ruhe, Frieden und dauerhaftes Glück, die er sich von diesem Aufenthaltsort erhofft hatte, nicht zuteil werden sollten. Äußere und innere Umstände, die der Erfüllung seiner Wünsche anfangs so überaus günstig schienen, erwiesen sich in der Folge als trügerisch. Da war zunächst das Verhältnis zu Frau v. Epinay. Zu seinem Bedauern ward Rousseau gewahr, daß er sich als Gastfreund dieser Dame Verpflichtungen aufgeladen hatte, die ihm seine volle Freiheit benahmen. Noch schlimmer war die Aufdringlichkeit der Pariser Gesellschaft. Die Witzeleien und kleinen Bosheiten der coterie holbachique, die ihn bei seinem Auszug aus Paris begleitet hatten, wollten nicht aufhören. Die geistigen Größen der Hauptstadt und ihr Anhang ärgerten sich über den Außenseiter, der ihrer nicht bedurfte und sich eine Sonderstellung anmaßte. Scharenweise überfielen ihn die Neugierigen; in demütigender Weise suchte man ihn zu bevormunden, man bemühte sich, ihn von seinen Torheiten abzubringen und suchte ihm den Landaufenthalt zu verleiden. Zu diesem Zweck steckte man sich hinter die beiden Haushälterinnen, von denen Frau Le Vasseur, die sich Bestechungen jederzeit zugänglich erwies, mit den Parisern gemeinsame Sache machte, und versuchte ihre Tochter gegen Rousseau aufzuhetzen. Therese bewahrte in dieser Lage ihrem Lebensgefährten Treue und Anhänglichkeit wie bisher. Trotzdem begannen seine Beziehungen zu ihr immer mehr zu erkalten; sie hatten eben beide „am Ende doch zu wenig gemeinsame Gedanken und Vorstellungen" (C. IX.). Die anfänglich häufigen gemeinsamen Spaziergänge der beiden hörten auf und eine zunehmende Entfremdung trat ein. Unter diesen Verhältnissen war es Rousseau unmöglich das ersehnte Glück zu finden. Eine trübe, gedrückte Stimmung bemächtigte sich seiner, er kam sich verlassen vor und die unterdrückte Sehnsucht nach der Welt begann sich plötzlich wieder mächtig in ihm zu regen. „Kurz, da ich zwischen allen meinen Gütern", sagte er, „die ich am meisten begehrt hatte, dennoch keinen reinen Genuß fand, träumte ich mich immer wieder mit Sehnsucht zurück zu den heiteren Tagen meiner Jugend, und oft rief ich seufzend aus: Ach das Hier sind noch immer nicht die Charmettes! Die Erinnerungen an die verschiedenen Zeiten meines Lebens trieben mich stets aufs Neue dazu, über den Punkt nachzudenken, an dem ich nun angelangt war: ich sah mich bereits vom herannahenden Alter gepackt als eine Beute schmerzvoller Leiden und glaubte mich dem Ende meiner Lebensbahn zu nähern, ohne kaum eine einzige der Freuden, nach denen mein Herz glühte, in ihrer ganzen Fülle gekostet, ohne den heißen Gefühlen,

von denen ich es noch immer erfüllt wußte, jemals ein Tor geschaffen und ohne auch nur ein einziges Mal jene berauschende Wollust genossen zu haben, oder auch nur flüchtig empfunden zu haben, welche machtvoll in meiner Seele wogte und in Ermanglung eines Gegenstandes stets darin eingeschlossen blieb, ohne anders ausströmen zu können, als in meinen Seufzern. Wie konnte es geschehen sein, daß ich mit meiner von Natur überquellenden Seele, für welche leben lieben hieß, bis dahin noch keinen Freund gefunden hatte, der ganz mein gewesen wäre, einen wahren Freund für mich, der ich mich so durchaus geschaffen fühlte einer zu sein? Wie konnte es geschehen sein, daß ich mit so leicht entzündlichen Sinnen, mit einem so von Liebe durchglühten Herzen nicht wenigstens einmal für einen bestimmten Gegenstand in Flammen gestanden hatte? Verzehrt von der niemals gestillten Sehnsucht zu lieben, sah ich mich vor den Toren des Alters stehen und sterben, ohne gelebt zu haben. Diese traurigen aber auch zugleich rührenden Gedanken trieben mich mit einer Wehmut, die nicht ganz ohne Süße war, zur Einkehr in mich selbst. Es war mir, als schulde mir das Schicksal noch etwas, das es mir bis dahin vorenthalten hatte. Warum war ich mit besonderen Fähigkeiten geboren worden, wenn sie bis ans Ende unbenützt bleiben sollten?" Die vorstehenden Sätze sind wieder äußerst bezeichnend für die schwankende, unsichere, zwischen Gegensätzen hin- und herpendelnde Einstellung Rousseaus zu seinen Mitmenschen. Gerade eben hatte er unter großen Mühseligkeiten alle Brücken hinter sich abgebrochen, um für immer in die Einsamkeit zu ziehen, da melden sich auch schon die entgegengesetzten Strebungen, die wieder zur Welt drängen, aber doch nur, um in wehmütigen selbstquälerischen Träumereien zu verklingen. „Das Bewußtsein meines inneren Wertes", fährt Rousseau fort, „rief das Gefühl für das mir angetane Unrecht hervor, aber es entschädigte mich auch dafür und ließ mich Tränen vergießen, deren strömen mir wohltat. All diese Betrachtungen stellte ich beim Schlag der Nachtigall, beim Rieseln der Bäche in einem kühlen Gehölz in der schönsten Zeit des Jahres an, im Monat Juni. Alles wirkte zusammen, um mich wieder in jene allzu verführerische Schlaffheit zurücksinken zu lassen, für die ich zwar geboren war, von der mich aber die herbe und strenge Stimmung, in welche mich noch eine lange Gärung versetzt hatte, für immer hätte befreien müssen. Unglücklicherweise kam mir die Erinnerung an jenes Mittagessen auf dem Schloß zu Thun und meine Begegnung mit den beiden entzückenden Mädchen [1]), die um dieselbe Jahreszeit und in einer Gegend stattgefunden hatte, welche der mich umgebenden ungefähr ähnlich war. Diese durch ihre Unschuld für mich noch süßer gemachte Erinnerung rief andere ähnliche in mir wach. Bald sah ich rings um mich alle Wesen versammelt, die in meiner Jugend meine Gefühle beschäftigt hatten.... Ich sah mich von einem Serail von Huris umgeben, von allen meinen alten Freundinnen, nach denen aufs heißeste zu verlangen keine neue Empfindung für mich war. Mein Blut geriet ins Glühen und ins Wallen, mein Kopf schwindelte mir, trotz meiner schon ergrauenden Haare, und der ernste Genfer Bürger, der strenge Jean Jacques ward nach beinahe 45 Jahren unversehens noch einmal zum schwärmenden Schäfer. Die mich überkommende Trunkenheit war trotz ihrer Plötzlichkeit und ihrer Narrheit dennoch so dauernd und so stark, daß nur das unerwartete und schreckliche Unglück, in das sie mich stürzte, mir hat Heilung bringen können. So hoch diese Trunkenheit aber auch stieg, sie vermochte dennoch nicht, mich mein Alter und meine Lage so weit vergessen zu machen, daß ich mir geschmeichelt hätte, noch Liebe zu entzünden, das ver-

[1]) Bezieht sich auf ein kleines Liebesabenteuer in Annecy, das wir nicht erwähnt haben.

zehrende aber unfruchtbare Feuer ausströmen zu können, von dem ich mein Herz seit meiner Kindheit nutzlos durchflammt fühlte. Ich hoffte es nicht, ja ich wünschte es nicht einmal. Ich wußte wohl, daß die Zeiten der Liebe vorüber seien, ich fühlte die Lächerlichkeit bejahrter Liebhaber allzu sehr, um ihr verfallen zu können, und war nicht der Mann dazu, in meinem Alter plötzlich unternehmend und selbstsicher zu werden, nachdem ich es in meinen besten Jahren so wenig gewesen...... Was tat ich nun unter solchen Umständen? Mein Leser wird es, sofern er mir nur irgend bisher gefolgt ist, schon erraten haben. Die Unmöglichkeit mich an wirkliche Wesen zu wenden, trieb mich in das Land der Träume hinaus und da ich nichts Seiendes entdeckte, das meiner Trunkenheit würdig gewesen wäre, nährte ich sie in einer idealen Welt, welche meine schöpferische Phantasie gar bald mit Wesen nach meinem Herzen bevölkert hatte. Niemals ist mir dies Auskunftsmittel mehr zu statten gekommen und niemals war es fruchtbarer gewesen. In meinem dauernden Überschwange berauschte ich mich in vollen Zügen an so herzlichen Gefühlen, wie sie niemals ein sterbliches Herz erfüllt haben. Das menschliche Geschlecht vergessend, schuf ich mir eine Schar vollkommener Wesen, an Tugend und Schönheit gleich himmlisch, treue, verläßliche, zärtliche Freunde, wie ich sie hinieden niemals gefunden hatte. Es bereitete mir einen so tiefen Genuß derart inmitten der reizvollen Gegenstände, mit denen ich mich umgeben hatte, durch alle Himmel zu schweben, daß ich dabei Stunden und ganze Tage verbrachte, ohne auf die Zeit zu achten; ich verlor die Erinnerung an alles andere so völlig, daß ich, sobald ich hastig einen Bissen hinunter gewürgt hatte, vor Ungeduld verging, davonzulaufen und meine Haine wieder zu finden. Wenn ich, im Begriff nach meiner verzauberten Welt aufzubrechen, unglückselige Sterbliche herankommen sah, deren Erscheinen mich auf die Erde bannte, so konnte ich meinen Verdruß weder mäßigen, noch verbergen nicht mehr Herr meiner selbst bereitete ich ihnen einen so schroffen Empfang, daß er fast grob genannt werden mußte. Das vergrößerte nur meinen Ruf als Menschenfeind, während es mir doch, hätte man tiefer in mein Herz geblickt, einen recht entgegengesetzten hätte eintragen müssen" (C. IX.). Die berauschenden Gebilde seiner Phantasie hat Rousseau in dem großen, in Form eines Briefwechsels herausgegebenen Roman „die neue Heloise" schriftlich festgehalten.

Aber es sollte nicht bei der Phantasie bleiben, die aufs höchste gesteigerte Liebessehnsucht fand ihr reales Objekt. Mitten in seine Träume hinein erhielt Rousseau den Besuch der ihm von früher her schon flüchtig bekannten Gräfin Houdetot, und als der Besuch sich nach einiger Zeit wiederholte, nahm die neue Heloise unvermutet die Züge der Frau v. Houdetot an. Die ganze rasende Leidenschaft, die Rousseau bisher seiner Romanheldin zugewandt hatte, übertrug er nun restlos auf diese Frau, die einzige, die er nach seinem eigenen Geständnis wirklich voll und ganz geliebt hat. Die Gräfin, eine Verwandte der Frau v. Epinay, blieb aber als die Geliebte eines Herrn v. Saint-Lambert für Rousseau immer unerreichbar. Sie war Rousseau zwar aufrichtig zugetan, hat aber das Verhältnis ihrerseits immer in den Grenzen eines nahen freundschaftlichen Umganges zu halten gewußt; in Treue blieb sie ihrem Geliebten ergeben.

Der schwere Kampf um die ebenso heftige wie aussichtslose Leidenschaft stürzte Rousseau in schwere Gewissenskonflikte. Schon während der Niederschrift der neuen Heloise stellten sich Bedenken ein; denn Rousseau war sich wohl bewußt, wie sehr sein ganzes Unternehmen mit den von ihm angenommenen und vertretenen Grundsätzen im Widerspruch stand. „In große Bedrängnis," so schreibt er, „versetzte mich das Gefühl der Scham, mich selber auf diese Weise

so laut und unverhohlen Lügen zu strafen. Nach den strengen Grundsätzen, die ich mit solchem Getöse aufgestellt, nach den starren Vorschriften, die ich so eindringlich gepredigt, nach all dem beißenden Hohn auf alle die weibischen Bücher, die Liebe und Weichlichkeit atmeten, konnte man sich nach all dem etwas Unerwarteteres, etwas Ärgerlicheres vorstellen, als mich plötzlich meinen Namen in die Liste der Verfasser solcher Bücher, die ich so herb getadelt hatte, mit eigener Hand eintragen zu sehen? Ich empfand diese Folgerichtigkeit in ganzer Schwere, ich warf sie mir vor, ich errötete über sie, sie verdroß mich aufs Tiefste, aber alles das war nicht imstande, mich wieder zur Vernunft zu bringen" (C. VIII). Man kann sich denken, daß diese Selbstvorwürfe nicht an Heftigkeit einbüßten, nachdem die Phantasien ihre reale Unterlage bekommen hatten. „Die Härte, mit der ich mir meine Liebe vorwarf, hätte mich von ihr heilen müssen, wenn anders es möglich gewesen wäre. Welche mächtigen Gründe rief ich mir nicht zu Hilfe, um sie zu ersticken: Meine sittlichen Anschauungen, meine Empfindungen, meine Grundsätze, Scham, Untreue, Verbrechen, Schändung eines von der Freundschaft anvertrauten Schatzes und schließlich das Lächerliche in meinem Alter in der unsinnigsten Leidenschaft für ein Wesen zu erglühen, dessen bereits verschenktes Herz weder meine Gefühle erwidern, noch irgendwelche Hoffnungen lassen konnte — in einer Leidenschaft also, welche durch Beständigkeit nichts zu gewinnen hatte, sondern im Gegenteil von Tag zu Tag unerträglicher wurde" (C. IX.).

Zu den schweren inneren Kämpfen kamen nun auch noch äußere Reibungen, die das Ende der verhängnisvollen Liebesaffäre beschleunigten. Grimm, der durch Vermittlung Rousseaus in der Pariser Gesellschaft Fuß gefaßt und sich zum Liebhaber der Frau v. Epinay aufgeschwungen hatte, betrachtete deren Anteilnahme für Rousseau mit eifersüchtigen Augen. Er hatte sich daher in den Kopf gesetzt, die beiden zu entzweien. Rousseaus Beziehungen zu Frau v. Houdetot boten ihm ein willkommenes Mittel zur Verwirklichung seiner Pläne. Er sorgte für die nötige Verbreitung der pikanten Neuigkeit. Herr v. Holbach kam selbst hinaus aufs Land, um sich den verliebten Moralphilosophen mit eigenen Augen ansehen zu können. Saint-Lambert wurde anonym benachrichtigt und Frau v. Epinay systematisch gegen den armen Jean-Jacques aufgehetzt. Es ist bis heute unmöglich das ganze Intriguenspiel, in das auch Diderot schließlich hinein verwickelt wurde, zu übersehen. Als Resultat ist jedenfalls ein großer Skandal zu verzeichnen, in dessen Folge sich der zum äußersten gebrachte Rousseau genötigt sah die Eremitage Knall und Fall zu verlassen und seinen Freunden zu kündigen, nachdem er sich schon vorher in aller Freundschaft von Frau v. Houdetot getrennt hatte. Enttäuscht durch seine unglückliche Liebe, von seinen Freunden verlassen, gekränkt durch die ihm widerfahrene schlechte Behandlung, gedrückt durch das Bewußtsein, am Lauf der Dinge selbst nicht ganz schuldlos zu sein, brach Rousseau vernichtet zusammen. Ein heftiger Anfall von Harnverhaltung stellte sich ein, er wähnte das Ende seiner Tage gekommen.

Wie sich diese unschöne Geschichte im einzelnen abgespielt hat, ist, wie gesagt, heute nicht mehr festzustellen, sie ist in ein schwer zu erhellendes Dunkel gehüllt, das durch den Umstand, daß gerade in diesem Moment die wahnhafte Veränderung von Rousseaus Denken einsetzt, nicht klarer wird. Die Selbstkritik, die Rousseau bis hierher in hervorragendem Maße gezeigt hat, geht nun, wie dies in der Natur des Wahns liegt, verloren, und wir sind in Zukunft weit mehr auf eigene Deutungen angewiesen als bisher, wo wir uns für unsere An-

schauungen stets auf das Zeugnis von Rousseau selbst berufen konnten. Möbius hat mit gewissen Einschränkungen die Anschauung vertreten, daß der Beginn der eigentlichen Paranoia erst viel später anzusetzen ist, und behauptet, Rousseau habe die damalige Situation noch ganz richtig beurteilt, eine Meinung, die von anderen Forschern (Demole. Stekel) nicht geteilt wird und der auch wir uns nicht anschließen können. Ohne Zweifel hatte Rousseau recht, sich über die schlechte Behandlung von seiten seiner Freunde zu beklagen, aber es scheint doch auch, als ob sein eigenes, für die übrigen Beteiligten unverständliches Verhalten in dieser Angelegenheit zu dem endgültigen Bruch beigetragen habe. Jedenfalls betrachteten ihn seine Freunde damals schon als wahnsinnig und auch er selbst datiert, allerdings rückschauend, in die Zeit nach dem Zerwürfnis, „den Beginn jenes Verfahrens, durch das man seinen guten Ruf von Grund aus zu zerstören suchte, um ihm einen genau entgegengesetzten zu verschaffen" (C. X.). Die Schilderung, die er selbst von der Stimmungslage gibt, die ihn nach seinem Zusammenbruche beherrschte, weist in typischer Weise auf den Beginn einer paranoischen Erkrankung hin: „Ich ahnte tausenderlei Peinvolles, ohne irgend etwas deutlich erkennen zu können. Für einen Menschen mit einer leicht erregbaren Phantasie befand ich mich in der unerträglichsten Lage. Wäre ich vollkommen abgesondert gewesen, hätte ich überhaupt nichts erfahren, so würde ich ruhiger geworden sein, aber mein Herz hing noch an einzelnen Beziehungen, durch die meine Feinde tausend Wege zu mir fanden und die schwachen Strahlen, die so bis zu mir in meinen Schlupfwinkel drangen, ließen mich die Dunkelheit der Geheimnisse, die man vor mir hegte, nur um so deutlicher gewahren" (C. X.).

Worin bestanden aber nun die peinvollen Ahnungen? Darin, daß er sich allenthalben von seinen Freunden und deren Bekannten beschimpft und schlecht gemacht glaubte: „Ich wußte, daß sie mir die ungeheuerlichsten Schändlichkeiten nachsagten, ohne doch jemals feststellen zu können, worauf sie sich beriefen. Nach allem, was ich aus dem öffentlichen Gerede entnehmen konnte, beschränkten sie sich auf die folgenden vier Hauptverbrechen: 1. Meine Flucht aufs Land. 2. Meine Liebe zu Frau v. Houdetot. 3. Meine Weigerung Frau v. Epinay nach Genf zu begleiten. 4. Mein Verlassen der Eremitage. Wenn sie noch anderes gegen mich vorbrachten, so trafen sie ihre Maßnahmen stets so gut, daß es mir völlig unmöglich gewesen ist, jemals den Gegenstand ihrer Anschuldigungen in Erfahrung zu bringen" (C. X.). In diese vier Kategorien teilt Rousseau die Vorwürfe ein, welche man gegen ihn erhob; sehen wir sie uns einmal der Reihe nach an. Zunächst Numero zwei: Vorwürfe und Schmähungen wegen seiner Liebe zu Frau v. Houdetot. In diesem Punkte hatte sich Rousseau nun, wie wir vorhin hörten, selbst schwere Vorwürfe gemacht.

Die Tatsache, daß er als älterer Mann und gestrenger Sittenprediger, der besseren Einsicht zum Trotz, noch einmal das Opfer einer rasenden, in den Augen der Welt unmöglichen Leidenschaft geworden war, barg für ihn den Keim zu quälenden Zweifeln und Gewissensbissen. Wie schwer es ihm wurde diese zu beschwichtigen, geht aus den oben erwähnten Äußerungen hervor und zeigt sich auch in jenem kleinen Werk, welches diesen inneren Kämpfen dichterischen Ausdruck verleiht. In den vier „Briefen an Sara", die im Anschluß an das Verhältnis zu Frau v. Houdetot entstanden sind, schildert er die Liebe eines Fünfzigjährigen zu einem jungen Mädchen. Im dritten dieser Briefe schreibt der grauhaarige Liebhaber an seine Geliebte: „Nichts fehlt mehr an meiner Schande und ich bin so weit gesunken, als Du es gewollt. Dahin also haben mich Widerwillen, Kämpfe, Entschlüsse und meine Beharrlichkeit geführt? Ich wäre

weniger erniedrigt, wenn ich weniger Widerstand geleistet hätte. Ich, ich habe geliebt wie ein junger Mann? Während zweier Stunden bin ich vor einem Kinde auf den Knien gelegen und habe seine Hände mit Tränenfluten benetzt? Ich habe geduldet, daß sie mich tröstete, mich bedauerte und meine alterstrüben Augen trocknete? Fürwahr, ich habe meine lange Erfahrung und meine traurigen Überlegungen wohl zu nutzen verstanden! Wie oft bin ich rot geworden, weil ich als Fünfzigjähriger zum Zwanzigjährigen geworden bin! Ah, ich habe also nur gelebt um mich zu entehren! Wenn mich wenigstens eine wahre Reue wieder zu ehrbaren Gefühlen zurückführen würde: aber nein, mir zum Trotz gefalle ich mich in den Gefühlen, die Du mir einflößt, in der Verwirrung, in welche Du mich versenkt, und in der Erniedrigung, in welche Du mich gestürzt hat. Wenn ich daran denke, wie ich bei meinem Alter vor Dir auf den Knien liege, so empört sich mein ganzes Herz in Widerwillen; aber es vergißt sich wieder und verliert sich in den Wonnen, welche ich bei Dir verspürt habe..... Ich sah Deine schönen Augen für mich feucht werden, ich fühlte eine Deiner Tränen auf meine Wangen fallen. O diese Träne, welche verheerenden Brand hat sie verursacht! Sollte ich nicht der glücklichste aller Menschen sein? Und wie bin ich das, über meine höchste Erwartung hinaus! Ja, möchten doch diese zwei Stunden unaufhörlich wiederkommen, möchten sie mit ihrer Wiederkehr oder mit ihrer Erinnerung den Rest meines Lebens ausfüllen. Was mag den Gefühlen vergleichbar sein, die ich in jener Lage ausgekostet habe? Ich war erniedrigt, ich war wahnsinnig, ich war lächerlich, aber ich war glücklich; in jenem kurzen Zeitraum habe ich größere Wonnen genossen, als je im ganzen Verlaufe meines Lebens. Ja Sara, liebreizende Sara, ich habe jegliche Reue, jegliche Scham verloren, ich bin meiner nicht mehr mächtig, und spüre nur das Feuer, welches mich verzehrt; in Deinen Fesseln vermag ich dem Hohngelächter der ganzen Welt zu trotzen. Was macht es mir aus, wie ich den anderen erscheinen mag? Für Dich besitze ich das Herz eines Jünglings und das genügt mir. Mag auch der Winter den Ätna mit Eis bedecken in seinem Schoße birgt er gleichwohl feurige Glut."

Aus den angeführten Zeugnissen geht unzweifelhaft hervor, daß die Verhöhnungen und Vorwürfe, die Rousseau in bezug auf seine Liebesangelegenheit aus der Umgebung herauszuhören glaubte, ziemlich genau den Gedanken entsprachen, welche das schlechte Gewissen in ihm wachgerufen hatte, und wenn wir auch zugeben müssen, daß die Vorwürfe zum Teil realer Natur waren, so werden wir doch auf Grund unserer Kenntnisse über den Mechanismus sensitiver Wahnbildung und unter Berücksichtigung der Gesamtlage annehmen dürfen, daß es sich hier auch um Selbstvorwürfe handelt, die in wahnhafter Weise in die Umgebung projiziert wurden; gerade die letzten Sätze des eben erwähnten Briefes an Sara weisen unzweideutig auf eine solche Inversion hin [1]). Um zu Nummero eins — Vorwürfe wegen der Flucht aufs Land — Stellung nehmen zu können, müssen wir uns noch einmal den Streitigkeiten zuwenden, die dem Verlassen der Eremitage vorausgingen. Mitten in die erregte Auseinandersetzung mit seiner Wirtin Frau von Epinay fällt ein für Rousseau äußerst unangenehmes

[1]) Ohne Schwierigkeit läßt sich erkennen, daß wir es hier mit einem Konflikt zu tun haben, der namentlich durch Kretschmers Forschungen als Wurzel der Wahnbildung bei sensitiven Persönlichkeiten wohl bekannt ist. Rousseaus Zustand stellt ein getreues männliches Gegenstück zu den Verwicklungen dar, auf welchen sich der „erotische Beziehungswahn alter Mädchen" aufbaut, die in dem beschämenden Kampf um eine späte und aussichtslose, stark sexuell gefärbte Neigung bald überall in ihrer Umgebung Hinweise auf ihre Schande zu erblicken glauben.

Intermezzo mit Diderot. Dieser hatte damals ein Drama, „der natürliche Sohn" an die Öffentlichkeit gebracht und Rousseau ein Exemplar seines Werkes zugesandt. Bei der Lektüre desselben stieß Rousseau auf eine Sentenz, die ihm schwer zu schaffen machte. Es hieß da nämlich: „Nur der böse Mensch ist allein". Ob Diderot die Sentenz mit einem Seitenblick auf Rousseau geprägt hat oder nicht, wird schwer zu entscheiden sein; jedenfalls fühlte sich letzterer beim Lesen sofort tief getroffen; es war ein Hieb, der saß. Hören wir was er selbst zu diesem Fall zu sagen weiß: „Als ich nun die Art von dialogisierter Poetik las, die er als Anhang gegeben hat, war ich überrascht, ja sogar ein wenig betrübt, darin zwischen einigen anderen unfreundlichen, aber doch erträglichen Stellen, gegen die Freunde der Einsamkeit auf jenen schroffen und harten, durch nichts eingeschränkten Satz zu stoßen: „Nur der böse Mensch ist allein". Dieser Spruch ist mehrdeutig und bietet, wie mir scheinen will, einen zweifachen Sinn: einen äußerst wahren und einen äußerst falschen, denn es ist ja völlig unmöglich, daß ein Mensch, der allein ist und allein sein will, jemanden schaden könnte und schaden wollte, und folglich kann er auch unmöglich ein Böser sein. Der Spruch an sich erforderte also eine Erklärung, aber er erforderte sie um so mehr, als sein Verfasser einen in der Einsamkeit lebenden Freund hatte. Es erschien mir verletzend und unredlich, daß er bei der Veröffentlichung dieses Spruches des einsam lebenden Freundes vergessen oder, wenn er seiner gedacht, nicht wenigstens in einer allgemeinen Wendung die ehrenvolle und gerechte Einschränkung der Regel gemacht hätte, die er nicht nur diesem Freunde, sondern so vielen geachteten Weisen schuldig war, welche zu allen Zeiten Ruhe und Frieden in der Zurückgezogenheit gesucht hatten und nun hier zum ersten Male, seit die Welt besteht, durch die Vermessenheit eines Schriftstellers mit einem einzigen Federzuge unterschiedslos zu ebenso vielen Schurken gestempelt wurden". In dem Schriftwechsel, der sich an dieses Vorkommnis anschloß, konnte sich Diderot zu keiner Entschuldigung oder beruhigenden Erklärung entschließen, er wurde im Gegenteil noch verletzender und Rousseau mußte die ihm widerfahrene Kränkung nur noch schmerzlicher empfinden. Das ergibt sich aus den langen Auseinandersetzungen, die Rousseau dem Falle gewidmet hat; aus diesen geht auch hervor, daß er nicht nur, wie oben zitiert, „überrascht und sogar ein wenig betrübt", sondern recht aufgebracht war. Die heftige Reaktion auf diesen unvermuteten Angriff werden wir leicht verstehen, wenn wir annehmen, daß Rousseau dem darin eingeschlossenen Vorwurf eine gewisse Berechtigung nicht absprechen konnte und dabei doch nicht wagen durfte, dies ohne weiteres zuzugeben. Diese Annahme wird ihrerseits wiederum verständlich wenn wir auf die psychische Entwicklung Rousseaus zurückblicken. Wie wir gesehen haben war Rousseaus Rückzug in die Einsamkeit, der sich aus dem sieghaften Überwiegen der autistischen über die allotropen Neigungen ergeben hatte, nur unter dem Schutze einer moralischen Rückendeckung möglich gewesen. Die Aufgabe der Beziehungen zur Mitwelt wurde als moralisch nicht einwandfrei empfunden und erst nachdem die allotropen Tendenzen durch eine Umwertung der Werte in den Hintergrund gedrängt und das Leben in der Einsamkeit mit einem positiven moralischen Vorzeichen versehen war, konnte eine Entscheidung zwischen den beiden miteinander ringenden unvereinbaren Grundkräften der Persönlichkeit getroffen werden. Auf der Überzeugung, daß die Gesellschaft schlecht und das Leben in der Einsamkeit gut sei, baute sich seine ganze Position auf. Und hier kam nun einer, der mit dürren Worten das Gegenteil behauptete und die ganze kunstvoll aufgebaute Weltanschauung über den Haufen zu werfen

drohte. Damit mußten aber alle die in langem Kampfe zurückgedrängten Gewissensbedenken, die ein Zusammenleben mit der übrigen Menschheit forderten, wieder aktuell werden. Zweifellos hat die Diderotsche Sentenz, die an den zentralsten und empfindlichsten Punkt der ganzen Persönlichkeit rührte, in diesem Sinne gewirkt und dem großen Moralisten die Schwäche seiner mühevoll geschaffenen Position zum Bewußtsein gebracht, so daß er seinen Rückzug in die Einsamkeit doch nicht mehr als vollberechtigt anerkannte und sich deswegen Vorwürfe machte. Damit lassen sich aber auch die Vorwürfe wegen der Flucht aufs Land als wahnhaft in die Umgebung projizierte Selbstvorwürfe auffassen. Das gleiche gilt von Nummero drei und vier: Vorwürfe wegen des Verhaltens zu Frau von Epinay; denn auch hier hat sich Rousseau, der seiner Freundin und Gastgeberin zu größtem Danke verpflichtet war, höchst unsicher gefühlt, als das ursprünglich herzliche Verhältniss plötzlich ein unvermutetes und unschönes Ende fand. Mag also Rousseau mit der Behauptung, daß über ihn in böswilliger Absicht Gerüchte in Umlauf gesetzt worden seien, bis zu einem gewissen Grade recht haben, so werden wir, wenn wir uns die Form vergegenwärtigen, in der seine Angaben vorgebracht werden, und die Umstände berücksichtigen, an welche seine Befürchtungen anknüpfen, doch zu dem Ergebnis kommen, daß er das Maß der gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen auf Grund wahnhafter Ausdeutungen weit überschätzt hat. So kommen wir zu einer vermittelnden Stellung zwischen der Auffassung der Autoren, von denen Möbius für die vorliegende Episode keinerlei krankhafte Störung im engeren Sinne annehmen will, während Demole und Stekel das gesamte Verhalten Rousseaus als Ausfluß einer krankhaften Veränderung betrachten.

Nach dem Verlassen der Eremitage hatte sich Rousseau in einem kleinen Gartenhäuschen zu Montmorency niedergelassen. Nach etwa Jahresfrist trat eine gewisse Beruhigung ein. Er knüpfte allerhand Bekanntschaften mit seinen Dorfnachbarn an und lebte im übrigen einsam seiner Schriftstellerei. Seine angefangenen Werke, den Emil, Die neue Heloise und den Gesellschaftsvertrag beabsichtigte er fertig zu stellen, um sich nach deren Vollendung ganz von der Schriftstellerei zurückzuziehen, ledig auch dieser letzten Fessel, die ihn noch mit der Gesellschaft verband. Dieser Plan völliger Zurückgezogenheit, „einer der vernünftigsten, die ich jemals gefaßt", wurde jedoch ganz gegen seinen Willen gekreuzt. In Montmorency lag das Schloß des Marschalls Herzog von Luxemburg, der sich in freundschaftlicher Weise um Rousseau bemühte und versuchte den berühmten Mann in seinen Bekanntenkreis hereinzuziehen. Rousseau wies zunächst alle Einladungen standhaft ab, bis zur Unhöflichkeit, als aber der Herzog mit großem Gefolge persönlich bei Rousseau zu Besuch erschien, konnte dieser nicht umhin den Besuch seinerseits zu erwidern. Bei der überaus herzlichen Aufnahme, die Rousseau im Schlosse zu Montmorency fand, kam es bald zu einem lebhaften Verkehr. Die Frau Herzogin nahm sich seiner in der liebenswürdigsten Weise an, und mit dem Marschall selbst verband ihn bald eine aufrichtige Freundschaft, die erst mit dem Tode des Marschalls ihr Ende fand. Für einige Zeit bezog Rousseau sogar ein kleines Gartenhäuschen im Park des Schlosses. In der Hauptsache beschränkte er sich auf den Umgang mit dem Herzogspaar selbst, die übrigen Gäste des Hauses mied er nach Möglichkeit, denn seine Abneigung gegen die große anspruchsvolle Geselligkeit hatte noch bedeutend zugenommen. Sorgfältig beobachtete er im Sande des Schloßhofes die Räderspuren, um aus der Zahl der vorgefahrenen Wagen auf die Menge der Besucher schließen zu können, von welcher er dann sein eigenes Kommen und Gehen

abhängig machte. Fühlte er sich doch schon im Umgang mit dem Herzogspaare niemals so ganz frei. Immer wieder führt er bewegliche Klage über seine gesellschaftliche Ungewandtheit und über die unglückliche Figur, welche er an der Seite der weltgewandten Herzogin machte. Da es ihm in seiner Verlegenheit nicht recht gelang eine anregende Unterhaltung in Gang zu bringen, so verfiel er auf den Ausweg, der Herzogin aus seinen Werken vorzulesen und begann zunächst mit der neuen Heloise, während er später zum Emil überging. Dabei bemaß er seine Vorlesungen so sorgfältig, daß der Stoff, selbst wenn keine Unterbrechung eingetreten wäre, für die ganze Zeit des Landaufenthaltes der Herzogin ausreichen mußte. Als aber der Lesevorrat zu Ende ging, scheint sich die Herzogin schließlich doch gelangweilt zu haben, denn die anfängliche Begeisterung für ihren philosophischen Freund ließ zu dessen Leidwesen merklich nach.

Neben diesen Sorgen stellten sich neue ein. Beim Druck des inzwischen fertiggstellten Emil begannen sich allerhand Unregelmäßigkeiten bemerkbar zu machen. Schon daß gegen den Willen des Verfassers gleichzeitig zwei Ausgaben, eine in Holland und eine in Frankreich gedruckt wurden, war ärgerlich. Da jedoch an dieser Tatsache trotz aller Bemühungen nichts zu ändern war, ergab sich Rousseau in das Unvermeidliche. Aber damit hatte es keineswegs sein Bewenden. Der Druck verzögerte sich zusehends und wurde schließlich ganz eingestellt, ohne daß es gelungen wäre, die Ursache dafür zu ermitteln. Gleichzeitig drangen allerhand unbestimmte Klagen über den ketzerischen Inhalt der Schrift zu Rousseaus Ohren. Obwohl alle gesetzlichen Vorschriften für die Drucklegung genau beobachtet worden waren und der Zensor, ein Herr von Malesherbes, Rousseau wohlwollend gegenüber stand, schien die Veröffentlichung seines bedeutendsten, mit glühender Überzeugung geschriebenen Werkes Gefahr zu laufen. Eine ungeheuere Unruhe, die durch einen neuen schweren Anfall des Blasenleidens verschlimmert wurde, bemächtigte sich seiner. Unglücklicherweise erfuhr er um die gleiche Zeit, daß ein Pater Griffet, ein Jesuit, vom Emil gesprochen, ja sogar ganze Sätze daraus angeführt habe. Dieser Umstand gab seinen dunklen Befürchtungen eine gegenständliche Unterlage: „Wie ein Blitz zuckte es bei dieser Nachricht durch meinen Kopf“, erzählt er, „die ganze versteckte Niedertracht lag entschleiert vor meinen Augen: ich sah das gegen mich beobachtete Verfahren so klar, so unbezweifelbar vor mir, als ob es mir offenbart worden wäre. Ich bildete mir ein, die Jesuiten hätten sich voller Wut über den verächtlichen Ton, mit dem ich über ihre Schulen gesprochen, meines Werkes bemächtigt und verhinderten sein Erscheinen und beabsichtigten, da sie durch ihren Freund Guérin von meinem gegenwärtigen Zustand und bevorstehenden Tode, an dem ich selber nicht zweifelte, unterrichtet waren, den Druck bis dahin zu verzögern, um mein Werk dann zu verstümmeln, zu fälschen und mir zur Förderung ihrer eigenen Zwecke Ansichten unterzuschieben, die ich nicht gehabt hatte. Es ist erstaunlich, welche Unmenge von Tatsachen und Umständen plötzlich auftauchten und sich um diesen Wahnsinn scharten, um ihm einige Wahrscheinlichkeit zu verleihen, was sage ich, um mich seiner vollen Wahrheit zu überführen“...... „Ich fühlte mich totkrank, kaum begreife ich, wie mir diese Torheit nicht vollends den Rest gab, denn der Gedanke, mein Name sollte, wenn ich nicht mehr war, durch mein wertvollstes und bestes Buch entehrt werden, hatte etwas Grauenhaftes für mich“ (C. XI.).

Hier ist die krankhafte Störung ohne weiteres in die Augen fallend und auch Möbius ist der Ansicht, daß diese Jesuitenfurcht als das erste Symptom der Krankheit aufzufassen sei. Ob man freilich von einer Wahnbildung im engeren

Sinne reden kann, bleibt dahingestellt, denn einer Aussprache mit dem Herrn von Malesherbes und den Bemühungen der Frau v. Luxemburg gelang es, die Befürchtung des geängstigten Rousseau zu zerstreuen, und als der Druck wieder aufgenommen wurde, trat alsbald Beruhigung und weitgehende Einsicht ein. Daß es sich dabei um keine völlige Korrektur gehandelt hat, ersehen wir aus dem krankhaften Mißtrauen, das Rousseau im Anschluß an diesen Zwischenfall trotz der ihm zu Teil gewordenen Aufklärung beherrschte. Er schreibt: „Meine Unbesonnenheit, meine Fahrlässigkeit und mein Vertrauen zu Herrn Mathas, dessen Garten mich rings umgab, bewirkten, daß ich meine Behausung abends oft zu verschließen vergaß und sie dann morgens weit offen fand, was mich kaum beunruhigt haben würde, hätte ich nicht jedesmal eine überraschende Unordnung in meinen Papieren gefunden. Nachdem ich diese Entdeckung zu wiederholten Malen gemacht, wurde ich im Verschließen meiner Behausung sorgsamer, das Schloß war jedoch schlecht und der Schlüssel ließ sich nur einmal herumdrehen. Wachsamer geworden entdeckte ich jedesmal eine größere Unordnung, als wenn ich den Turm unverschlossen gelassen hatte. Schließlich fehlte sogar einer meiner Bände einen Tag und zwei Nächte lang, ohne daß es mir möglich gewesen wäre festzustellen, wohin er gekommen, bis ich ihn am dritten Morgen wieder auf meinem Tisch fand" (C. XI.). Diese Schilderungen tragen wohl unverkennbar den Stempel der Paranoia.

An der ganzen Episode wollen wir beachten, daß auch in diesem Falle der Grundkomplex, um den herum sich das gesamte System der Wahngebilde anordnet, die Besorgnis um den Namen, um den guten Ruf ist, die dann die Grundlage des ganzen späteren Wahnsystems bildet und der wir schon im Anschluß an den Bruch mit Frau v. Epinay und seinen Freunden begegnet sind.

d) Reale Verfolgungen.

Daß Rousseau mit seinen Befürchtungen nicht so ganz im Unrecht war, zeigte sich beim Erscheinen des Emil. Allerdings waren es nicht die Jesuiten, die nun über Rousseau herfielen, sondern deren Gegner. Das jansenistische Parlament, das eben im Begriff war, den Jesuitenorden aufzuheben, fühlte das Bedürfnis sich von dem Vorwurfe der Kirchenfeindschaft rein zu waschen und hielt sich zu diesem Zweck an den eben erschienenen Emil, dessen Inhalt, und darunter vor allem das berühmte Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars, sehr wohl für anstößig gelten konnte. Das Buch wurde also zum Feuertode verurteilt, und gegen den Verfasser ein Haftbefehl erlassen. Rousseau war bei dem guten Gewissen, das er in der ganzen Angelegenheit hatte, gesonnen, standhaft auszuhalten und alle Folgen des Schicksalschlages auf sich zu nehmen, ließ sich dann aber durch Bitten und aus Rücksicht für den Marschall und seine Gemahlin, die befürchteten, mit in den Lauf der Dinge verwickelt zu werden, zur Flucht bestimmen.

Mit diesem Ereignis beginnt eine Reihe von grausamen Nachstellungen, die den nunmehr fünfzigjährigen, ruhebedürftigen Mann in schwere Bedrängnis versetzten und sicherlich dazu beigetragen haben, die einmal bestehende krankhafte Richtung seiner Gedanken zu befestigen und auszubauen.

Der Flüchtling begab sich zunächst in die Schweiz nach Ifferten, wo er in der Familie eines ihm von früher her bekannten Herrn Roguin herzlich aufgenommen wurde. In seine Vaterstadt zurückzukehren war ihm unmöglich gemacht, da die Machthaber in Genf sich ebenfalls gegen den Verstoßenen wandten. Auch in Genf wurde sein Werk durch den Henker verbrannt und ein Haftbefehl

gegen ihn erlassen, wenige Tage nach den gleichen Vorgängen in Paris. Man fürchtete von dem Auftreten Rousseaus Zwistigkeiten innerhalb der Bürgerschaft. Kaum hatte sich Rousseau in Ifferten häuslich niedergelassen, da begann sich auch an dem neuen Zufluchtsort ein Sturm gegen ihn zu erheben. Der Senat in Bern war gegen ihn aufgehetzt worden, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als von neuem seine Hütte abzubrechen und die ungastliche Schweiz zu verlassen. Auf den Vorschlag seiner Freunde hin siedelte er nach einem kleinen, mitten im Jura gelegenen Dörfchen Motiers-Travers über, das zu der damals preußischen Grafschaft Neuchâtel gehörte. Hier unter dem Schutze des Königs von Preußen und dessen hochherzigem Statthalter dem Marschall Lord Keith konnte er endlich Atem holen. Mit letzterem Manne, der dem verbannten Philosophen ein verständnisvoller Beschützer wurde, verband Rousseau bald eine innige Freundschaft. Der Aufenthalt in dem einsamen, verlassenen Gebirgsdorfe behagte Rousseau, zumal da er hoffte von nun an unbehelligt zu bleiben, hatte doch der König von Preußen sein Einverständnis mit der Niederlassung des Flüchtlings bezeigt. Damals in Motiers schritt Rousseau zur Verwirklichung eines schon länger gehegten, recht sonderbar anmutenden Planes. Er machte sich nämlich daran, seine europäische Kleidung mit dem Gewande eines Armeniers zu vertauschen, und zeigte sich dem erstaunten Bauernvolk in Weste, Kaftan und pelzverbrämter Mütze, ein Aufzug, in welchem er sogar am Gottesdienst teilnahm. Rousseau begründet diese eigenartige Handlungsweise mit seinem Blasenleiden, das ihn zur häufigen Anwendung von Sonden zwang. Die notwendigen Manipulationen sollten durch das lange Gewand erleichtert werden, eine Begründung, die bei kritischer Betrachtung kaum als ganz zureichend empfunden werden dürfte. Am einleuchtendsten ist wohl die Annahme, daß es sich bei dieser Maskerade um den mehr oder weniger bewußten Ausdruck der Sonderstellung gegenüber der Mitwelt handelt, die er einzunehmen sich wohl bewußt war. Wir würden dann zu der Annahme kommen, daß sein Verhalten eine Weiterentwicklung der früheren Kleidungsreform darstellt [1]).

Die Hoffnungen, die Rousseau auf seinen neuen Aufenthaltsort gesetzt hatte, sollten jedoch nicht in Erfüllung gehen. Während er gesonnen war, die Schriftstellerei ganz an den Nagel zu hängen und nur noch mit dem Gedanken an eine Gesamtausgabe seiner Werke umging, der er eine Autobiographie beigeben wollte, ging der literarische Streit um seine Schriften immer heftiger weiter. Der Erzbischof von Paris, Herr v. Beaumont, hatte sich in einem Hirtenbriefe mit den schärfsten Ausdrücken gegen den Emil gewandt, so daß Rousseau sich zu einer Entgegnung veranlaßt sah. Ebenso wurde er in die Fehde hineingezogen, die sich unter den Bürgern Genfs um seine Person entsponnen hatte. Auf die Aufhebung des Haftbefehls wartete er vergebens. Während sich seine Anhänger bemühten, den Rat der Stadt umzustimmen, erschien eine von dem Oberstaatsanwalt Tronchin sehr geschickt verfaßte Schrift, die sich die Rechtfertigung der Gegenpartei zur Aufgabe machte. Wiederum mußte Rousseau zur Feder greifen, um sich gegen seine Angreifer zu verteidigen. In den „Briefen

[1]) Stekel faßt das Anlegen der armenischen Kleidung als Transvestitismus auf und erblickt darin einen neuen Beweis für die homosexuelle Triebrichtung Rousseaus. Nun sind aber durchaus nicht alle Transvestiten homosexuell; nach Kronfeld ist es nur ein Drittel, nach Magnus Hirschfeld etwa die Hälfte. Nimmt man also an, daß es sich hier um einen Fall von Transvestitismus handelt, so ist man damit noch nicht genötigt, homosexuelle Neigungen anzunehmen. Nach Kronfeld weisen die nichthomosexuellen Transvestiten in ihrem psychosexuellen Verhalten ausgesprochen narzistische Züge auf. Hält man an dem Gedanken des Transvestitismus fest, so gehört Rousseau m. E. noch viel eher in diese letztere Gruppe von Persönlichkeiten.

vom Berge" hat er eine ausführliche Darlegung seiner religiösen Anschauungen gegeben, in der Hoffnung seine Gegner dadurch zur Ruhe zu bringen. Die erwartete Erleichterung trat jedoch nicht ein, im Gegenteil es brach ein neuer Sturm der Entrüstung los, mit dem Ergebnis, daß die Tore seiner Vaterstadt ihm fortan endgültig verschlossen blieben. Die schlimmste aller Hetzschriften, die gegen den armen Jean-Jacques losgelassen wurde, waren die anonymen, Voltaire zugeschriebenen, „sentiments des citoyens", ein Pamphlet schlimmster Art, das, mit den unflätigsten Beschimpfungen gespickt, den Angegriffenen schwer kränken mußte. Der Verfasser hat ihn nicht nur als Lumpen, Wahnsinnigen, als schamlosen Romanschreiber betitelt, der „alle menschlichen Gefühle abgeschworen hat, gerade so, wie er die Ehre und die Religion von sich warf", sondern er hat auch in entstellender Weise Rousseaus Privatleben in den Schmutz gezogen, wenn er ihn einen Menschen nannte, „der noch die schrecklichsten Folgen seiner Ausschweifungen an sich trägt, der als Marktschreier verkleidet von Dorf zu Dorf, von Berg zu Berg eine Unglückliche mit sich schleppt, deren Mutter er umkommen ließ und deren Kinder er an der Türe eines Hospitals ausgesetzt hat". Diese Schmähungen mußten Rousseau aufs tiefste bedrücken, zumal da sie, was seine wilde Ehe mit Therese und die Kinderaussetzung anbetraf, einen wahren Kern enthielten. Sein großes bisher sorgfältig gehütetes Geheimnis der Kinderaussetzung, von dem er nur einigen wenigen ganz nahen Freunden Mitteilung gemacht hatte, war dadurch an die Öffentlichkeit gelangt, und das bedeutete für Rousseau einen schweren Schlag. Die Gewissensbisse über seine Tat waren bisher nicht zur Ruhe gekommen, ja mit seinem Auftreten als Moralphilosoph und Sittenprediger eher noch stärker geworden. Er schreibt darüber: „So wohlüberlegt mir der hinsichtlich meiner Kinder gefaßte Entschluß auch erschienen war, so hatte er mein Herz doch niemals ganz unbedrängt gelassen. Als ich über meine Abhandlung über die Erziehung nachdachte, begriff ich, daß ich Pflichten vernachlässigt, von denen nichts mich hätte lossprechen dürfen. Meine Reue wurde schließlich so bitter, daß sie mir am Anfange des Emil beinahe das öffentliche Geständnis meiner Schuld abpreßte, die Stelle selbst ist so klar, daß es mich wundernehmen muß, wie man danach noch den Mut hat finden können, mir meine Schuld vorzuwerfen" (C. XII.). Die Schmähschrift war also dazu geeignet, ihm das Bewußtsein seiner moralischen Niederlage in recht empfindlicher Weise zu Gemüte zu führen.

In dieser Weise wurde gegen den Einsiedler von Motiers ein recht häßlicher Feldzug ins Werk gesetzt, an dem sich allen voran die Geistlichkeit mit Eifer beteiligte. Es gelang schließlich die anfangs wohlgesinnte Bevölkerung in Motiers gegen Rousseau aufzuwiegeln, so daß er bei der drohenden Stellung des Pöbels gezwungen war, das Feld zu räumen und nach dreijährigem Aufenthalt aufs Neue zur Wanderschaft verdammt wurde, so sehr sich auch sein Beschützer und einige wohlmeinende Nachbarn für ihn einsetzten. Auch auf der im Bieler See gelegenen Petersinsel, die er sich zum Ruheplatz seiner alten Tage ausersehen hatte, war seines Bleibens nicht lange. Gezwungen durch einen Befehl der Regierung in Bern mußte er sie Hals über Kopf verlassen. Einer Einladung des Philosophen Hume folgend, die ihm seine Bekannten verschafft hatten, trat der also vom Schicksal Geschlagene die Reise nach England an.

e) Die Paranoia.

Bald nach der Ankunft in England setzt bei Rousseau eine umfangreiche systematisierende Wahnbildung ein. Die Krankheit, die nun zum vollen Aus-

bruch gekommen ist, hat, wenn auch nicht in gleicher Intensität, so doch ununterbrochen bis zu seinem Tode fortbestanden.

Hauptsächlich richtete sich sein Verdacht gegen Hume, der sich in anerkennenswerter Weise seiner angenommen und für sein Unterkommen in England gesorgt hatte. Die anfänglich begeisterte Freundschaft für den neuen Beschützer machte alsbald einem tiefen unbesiegbaren Mißtrauen Platz. Im Januar 1766 war Rousseau nach England gekommen und schon im Juni klagt er Hume des Verrats an; die Überzeugung, daß dieser im geheimen Einverständnis mit anderen feindlich gesinnten Personen, Grimm, Diderot, Voltaire und d'Alembert, ihn nur zu dem Zwecke nach England gebracht habe, um ihn dort zu „entehren", wird felsenfeste Gewißheit. Bestärkt wurde er in seinem Wahn, als einige gegen ihn gerichtete Flugschriften erschienen. Besonders waren es die beißenden Sarkasmen von Voltaires „Lettre au docteur Jean Jacques Pansophe", die seinen Unwillen im höchsten Maße erregten und dem aufkeimenden Mißtrauen reichliche Nahrung gaben.

Die beängstigenden Beobachtungen, die der Kranke bald überall in seiner neuen Umgebung machte, stürzten ihn in schwere Bedrängnis, so daß er es nicht mehr wagte, länger in seinem ländlichen Zufluchtsort zu Wotton auszuhalten. Kaum ein Jahr nach seiner Ankunft in England bricht Rousseau mit größter Hast auf und wendet sich wieder Frankreich zu. Gepeinigt von seinen Wahngespinsten vermag er nirgends mehr Ruhe und Frieden zu finden; von dem Schloß Trye in der Normandie, wo er als Gast des Prinzen Conti weilte, geht die Flucht vor den Verfolgern nach Lyon, nach Grenoble, nach Bourgoin und Monquin, bis er schließlich aus wahnhaften Motiven im Jahre 1770 nach Paris zurückkehrt. Zeitweise hegte er sogar den Plan nach Cypern oder auf die Insel Minorka zu flüchten. Jede neue Ortsveränderung wirkte zunächst beruhigend. Man sieht den Kranken wieder bei schriftstellerischer und wissenschaftlicher Arbeit, man sieht ihn musizieren und komponieren, neue Bekanntschaften werden angeknüpft; aber diese relativ freien Zeiten dauern nie lange, binnen kurzem gewinnen die krankhaften Ideen von neuem die Oberhand und treiben den Unglücklichen gewaltsam weiter. In Paris angekommen nahm Rousseau für kurze Zeit die alten Beziehungen wieder auf; wie einst in seinen jungen Tagen verkehrte in den Häusern, welche ihm ehemals offen gestanden; aber auch hier brach er bald allen Verkehr ab, einsam und verlassen fristete er schließlich in einer Dachstube unter kümmerlichen Verhältnissen mit Therese zusammen seine Tage. Nach einem kurzen Aufenthalt in Ermenonville bei Paris machte der Tod im Jahre 1778 seinem Leben und seinen Qualen ein Ende.

Während dieser ganzen Zeit hat sich Rousseau stets die vollkommene Klarheit und Ordnung im Denken, Wollen und Handeln bewahrt. Er hat noch eine ganze Anzahl völlig geordneter Schriften verfaßt, darunter seine Bekenntnisse und botanische Werke, welch letztere als anerkannte wissenschaftliche Leistung überhaupt keine Zeichen krankhafter Störung erkennen lassen. In einer dieser Schriften, die den Titel „Rousseau Richter über Jean Jacques" trägt, hat er eine eingehende Schilderung aller seiner wahnhaften Erlebnisse entworfen. Das ziemlich umfangreiche Werk ist in Dialogform abgefaßt und zerfällt in 3 Teile; es ist, ebenso wie die Bekenntnisse, eine Verteidigungsschrift die der Abwehr wahnhafter Beschuldigungen und Nachstellungen dient. Wir wollen es benutzen um einen Einblick in Rousseaus Wahnsystem zu bekommen.

Die Schrift beginnt mit einer überaus eindrucksvollen Anrufung des Lesers, welche die Qualen des Verfolgungswahnes zu packendem Ausdruck bringt:

„Wer Du auch bist, den der Himmel zum Richter über diese Schrift macht, welchen Gebrauch immer Du von ihr machen willst, welche Meinung Du von dem Verfasser hegst: dieser unglückliche Verfasser beschwört Dich bei Deinem fühlenden Herzen und bei der Angst, die er empfunden hat, als er dies schrieb, urteile nicht, ehe Du alles gelesen. Denke, daß diese Gnade, um die Dich ein vom Schmerze gebrochenes Herz bittet, der Himmel von Dir erfordere als Pflicht der Billigkeit".

Darauf beginnt das Zwiegespräch. Die sprechenden Personen sind, ein Unparteiischer, der unter dem Namen „Rousseau" eingeführt wird und ein Vertreter der öffentlichen Meinung, der unter der Bezeichnung „der Franzose" die Anklage vertritt. Beide unterhalten sich in der dritten Person über den Verfasser der Schrift, also über den wirklichen Rousseau, der kurzweg Jean-Jacques genannt wird. Der erste der drei Dialoge handelt von dem „System des Verfahrens gegen J. J., angenommen von der Regierung unter Zustimmung der Öffentlichkeit". Der Franzose vertritt die Behauptung, daß J. J. ein elender Bösewicht sei, der die greulichsten Schandtaten auf dem Gewissen habe, eine Anschauung, die „Rousseau" nicht gelten lassen will mit der Begründung, daß ein derartiges Ungeheuer unmöglich Bücher wie die Abhandlung über die Ungleichheit, den Emil, oder die neue Heloise hätte schreiben können. Nach längerem Hin- und Herreden, durch welches sich keiner der Streiter von seiner Überzeugung abbringen läßt, geht der Franzose daran, zur Begründung seiner Behauptung das Verfahren zu schildern, auf Grund dessen seine Anschauungen erworben sind. Hier gibt nun der Verfasser durch den Mund des Franzosen eine eingehende Schilderung seiner wahnhaften Erlebnisse. Es handelt sich um ein großes Komplott, an dessen Spitze die ehemaligen Freunde des J. J. stehen, die im Dialog immer unter der Spitzmarke „unsere Herrn" laufen. „Diese haben sich verabredet, um das ganze Benehmen des J. J. aufzuklären, und zwar auf eine Weise, daß ihnen nichts entgehen kann. Er selbst hatte sie auf die Spur gesetzt, indem er sie mit einem schweren Unrecht bekannt machte, das er begangen und dessen Geheimnis er ihnen ohne Not und Nutzen anvertraute. Und das nicht etwa, wie der Heuchler vorgab, aus Offenheit gegen seine Freunde, in deren Augen er nicht besser scheinen wollte als er war, sondern vielmehr, um sie hinters Licht zu führen, um ihre Aufmerksamkeit also zu fesseln und sie von dem Vorhaben abzubringen, weiter in die dunklen Geheimnisse seines Charakters einzudringen. Diese Unbesonnenheit von seiner Seite war zweifelsohne ein Werk des Himmels, der den Schurken zwingen wollte, sich selbst zu entlarven, oder ihnen wenigstens die Handhabe geben wollte, welche sie zu ihrem Zwecke nötig hatten. Diese Eröffnung benutzen sie geschickt, um rings um ihn ihre Fallen aufzustellen, leicht schlichen sie sich von seinem Vertrauen in das seiner Mitschuldigen ein, aus denen sie bald ebensoviele Werkzeuge zur Ausführung ihrer Pläne machten. Mit viel Geschicklichkeit, ein wenig Geld und großen Versprechungen gelang es, seine ganze Umgebung zu gewinnen und sich allmählich über alles, was ihn betraf besser als er selbst zu unterrichten. Die Frucht aller dieser Bemühungen war die Entdeckung und der Beweis dessen, was sie bereits geahnt hatten, als seine Bücher so viel von sich reden machten, nämlich, daß dieser Tugendprediger nichts anderes sei, als ein mit Verbrechen beladenes Ungeheuer, das seit vierzig Jahren unter der Maske eines anständigen Menschen die Seele eines Verbrechers barg..... Dadurch, daß man seine Fehler in gehässiger Weise an die Öffentlichkeit brachte, begann man das Werk; seine Unklugheit, sie zu

enthüllen, hätte als Freimütigkeit aufgefaßt werden können, dem mußte entgegen getreten werden. Das schien schwierig, denn er hat, wie ich hörte, in seinem Emil ein fast regelrechtes Geständnis seiner Fehler verbunden mit den Ausdrücken des Bedauerns abgelegt, das ihn natürlich gegen die Vorwürfe der anständigen Leute in Schutz nehmen sollte. Glücklicherweise hat das Publikum, welches man damals gegen ihn aufbrachte, und das ja nichts anderes sieht, als man gern haben möchte, nichts von all dem bemerkt. Bald hat man dann, versehen mit den ausreichenden Erkundigungen um ihn anzuklagen und zu überführen, die nötigen Mittel in die Hand bekommen, um das Werk seiner Ächtung zu beginnen. Alles fand sich zu diesem Zwecke wunderbar eingerichtet. In seinen rohen Deklamationen hatte er alle Stände angegriffen. Sie alle verlangten nichts besseres, als zu diesem Werke beizutragen, an das sich keiner herantraute, aus Furcht, es möchte so scheinen, als ob er einzig und allein der Rache Gehör schenke. Aber Dank dieser ersten Tatsache, die man wohl darzustellen und zu erschweren wußte, war das übrige ein leichtes. Man kann, ohne den Verdacht der Voreingenommenheit zu erregen, sich zum Echo seiner Freunde machen, die ihn ja nur unter Bedauern und zur Beruhigung ihres Gewissens so belasten. Auf diese Weise von Leuten geleitet, die über den abscheulichen Charakter dieses Ungeheuers unterrichtet sind, ist das Publikum allmählich von dem günstigen Urteil, das es solange hegte, abgekommen und sieht nichts als Maulheldentum, wo es früher Mut gesehen hatte, nichts als Niedertracht an Stelle von Einfalt, Prahlerei an Stelle von Uneigennützigkeit und Lächerlichkeit an Stelle des Einzigartigen."

Bemerkenswerterweise treffen wir gleich hier am Eingang der Schilderungen, welche die Verfolgungserlebnisse betreffen, einen Grundkomplex an, der mit an der Wurzel des ganzen Wahnsystems steht. Alle Bemühungen seiner Feinde nehmen ihren Ausgang „von jenem schweren Unrecht, das er begangen" und dessen Geheimnis er unglücklicherweise preisgegeben hat. Gemeint ist damit natürlich die Kinderaussetzung, auf sie führt Rousseau selbst hier die Nachstellungen seiner Verfolger zurück. Wir haben im vorhergehenden schon oft darauf hingewiesen, wie schwer dieser Fehltritt Rousseaus Gewissen belastet hat und wie sehr die Gewissensbisse im Laufe der Zeit, je mehr sich Rousseau zum Moralphilosophen entwickelte und mit seinen Anschauungen Ernst zu machen trachtete, stetig an Heftigkeit zunahmen, wie sehr er das Bedürfnis nach Entschuldigung fühlte. Nach dem, was wir über die sensitive Charakteranlage Rousseaus wissen, werden wir die Annahme verständlich finden, daß die aufs höchste gesteigerten Selbstvorwürfe allmählich objektiviert und in die Umwelt projiziert wurden, zumal nachdem die Öffentlichkeit von seiner Handlungsweise in Kenntnis gesetzt worden war. Der mit quälender Deutlichkeit sich immer wieder bis zur Unerträglichkeit aufdrängende Schuldkomplex weist den Gedankenlauf in die Richtung des Wahns [1]), und nachdem einmal auf diese Weise die Tendenz zu wahnhaften Assoziationen gesetzt ist, ordnen sich alle neuen Erlebnisse in logisch folgerichtiger Weise den ersten Wahngebilden an: „Dank dieser ersten Tatsache ist alles übrige ein leichtes" Allenthalben sieht nun der Kranke Anstalten, um seinen guten Ruf zu untergraben, um ihn verächtlich zu machen. Im weiteren Verlaufe des Dialogs folgt durch den Franzosen

[1]) Es tritt der Fall ein, den nach Gaupp der Hauptlehrer Wagner aus eigener Beobachtung heraus mit den treffenden Worten gekennzeichnet hat: „Dinge, von denen man selber den Kopf voll hat, verlegt man eben auch gerne in die Köpfe anderer".

eine lange eingehende Aufzählung aller Lästerungen, Schikanen und Gemeinheiten, denen sich der Verfasser ausgesetzt wähnt [1]). Das Komplott, an dessen Spitze die ehemaligen Freunde stehen, hat ihn von allen Seiten umstellt, auf Schritt und Tritt ist er von Spionen umgeben, die seinen ganzen Lebenswandel überwachen, an jeder Straßenecke stehen Aufpasser, die beauftragt sind, selbst die intimsten Kleinigkeiten seines Privatlebens zu kontrollieren. Alles hat sich gegen ihn verschworen; die Regierung begünstigt das gegen ihn eingeschlagene Verfahren und verleiht den Nachstellungen dadurch ein noch größeres Gewicht; das ganze Publikum ist instruiert und steckt mit den Verfolgern unter einer Decke. Die Briefträger, Handlungsgehilfen, Schutzleute und Savoyarden hat man auf ihn aufmerksam gemacht und ebenso wird in allen Theatern, in den Cafes, bei den Barbieren, bei den Hausierern, Kaufleuten und Buchhändlern auf ihn hingewiesen. „Es handelt sich um das einzigartigste und erstaunlichste Unternehmen, das jemals in Szene gesetzt worden ist". An allen Orten, wo er sich während seines Lebens aufhielt, hat man Material, gegen ihn gesammelt und Verleumdungen ausgestreut. Privatpersonen aus allen Ständen haben auf eigene Kosten weite Reisen unternommen, um zu dem Werke seiner Ächtung beizutragen. Wenn er seinen Wohnort wechselt, so ist das allenthalben schon vorher bekannt. An seinem neuen Aufenthaltsort ist bereits alles für die Zwecke der Verfolgung vorbereitet, Mauern, Fußböden, Türschlösser und Nachbarschaft, alles ist besonders für ihn zurecht gemacht. Alle seine Briefe werden geöffnet und diejenigen, welche man gegen ihn verwenden kann, werden zurückgehalten. Kein Kärtchen von zwei Zeilen kann er aus den Händen geben, ohne daß es seinen Verfolgern zu Gesicht kommt. Kein Mensch tritt an ihn heran, der nicht schon vorher über das, was er ihm sagen soll, über den Ton, den er im Gespräch mit ihm anzuschlagen hat, vorher unterrichtet worden ist. Wenn er irgend etwas kaufen will, so kann er es nirgends bekommen; „allein der offenbare Wunsch eine Sache zu finden, ist für ihn das unfehlbare Mittel, sie verschwinden zu lassen". Da man ihn am Schreiben verhindern wollte, so hat man an seinem Zufluchtsort in der Dauphiné die Kaufleute veranlaßt ihm keine Tinte mehr zu verabfolgen, nur noch ein leicht gefärbtes Wasser, das alsbald verblaßt, konnte er unter diesem Namen auftreiben. „Und all das geschieht nicht um der Wichtigkeit der Sache willen, sondern um auf ihn aufmerksam zu machen, ihn kenntlich zu machen und ihn immer mehr der allgemeinen Verachtung preiszugeben." Die Leute auf der Straße weisen mit dem Finger auf ihn. Selbst die Schuhputzer behandeln ihn mit ausgesuchter Verachtung und verweigern ihm ihre Dienste. Kommt er ins Theaterparterre, so wird sofort ein Schutzmann zu seiner Seite aufgestellt, der die Aufgabe hat, das Publikum auf ihn hinzuweisen. Versucht er andere Leute anzusprechen, so antwortet man in grobem und verächtlichem Ton, oder man bindet ihm Lügen auf, soweit man ihn überhaupt einer Antwort würdigt. „Man stellt sich so als ob man ihm allerhand Aufmerksamkeiten erweisen wolle, die aber dann spöttischer und höhnischer Art sind, Ehrungen wie man sie an Sancho auf seiner Insel verschwendete." Die Kaufleute sind bestochen, damit sie ihm ihre Waren billiger ablassen. Auf diese Weise gibt man ihm, ohne daß er es zu hindern vermag, öffentlich Almosen, um ihn zu demütigen. Kurz, alles arbeitet zusammen, um ihn recht hassenswert und verächtlich zu machen. Zu demselben Zweck hat man auch häßliche und widerwärtige Porträts von ihm herstellen und diese durch schlechte Kupferstiche in der Öffentlichkeit

[1]) Wer sich für Einzelheiten interessiert, findet bei Möbius Näheres. Aus Platzmangel verzichten wir auf eine ausführliche wörtliche Wiedergabe.

verbreiten lassen. Dabei sind all diese Machenschaften in ein undurchdringliches geheimnisvolles Dunkel gehüllt, das er trotz aller Anstrengungen niemals aufhellen kann. So sehr er sich bemüht Näheres über die Organisation seiner Feinde in Erfahrung zu bringen, es ist ihm unmöglich Klarheit zu gewinnen. Man hat sich untereinander verabredet ihn über das eingeschlagene Verfahren in Unwissenheit zu lassen. Rings um sich fühlt er „undurchdringliche Mauern der Finsternis". Einsam und verlassen steht er da. Kunstvoll hat man ihn von der übrigen Welt isoliert; indem man seinen natürlichen Hang zur Einsamkeit und Absonderung geschickt benützte, hat man seine Beziehungen zur übrigen Welt unterbrochen. „Man hat die Kunst ausfindig gemacht aus Paris für ihn eine Einöde zu machen, die schrecklicher ist als die einer Räuberhöhle mitten im Walde. Diese große Stadt ist für ihn nichts als ein ungeheueres Labyrinth, wo man ihn in der Finsternis falsche Wege gehen läßt, die ihn immer mehr in Verwirrung bringen".

Wie man aus den Aufzählungen des Dialoges entnehmen kann, handelt es sich um einen ausgedehnten Beziehungswahn, bei dem der Kranke zahlreiche an sich harmlose alltägliche Erlebnisse im Sinne der Beschuldigung und Beschimpfung auf sich bezieht. Versucht man sich darüber Rechenschaft zu geben, worin die Vorwürfe eigentlich bestehen, denen sich der Verfasser der Schrift ausgesetzt glaubt und auf die das Publikum durch sein Benehmen hindeutet, so kommt man zunächst nur zu ganz allgemein gehaltenen Behauptungen, so etwa, daß J. J. ein Bösewicht, ein schlechter Mensch, ein Verbrecher sei. Eine nähere Spezialisierung der wahnhaften Beschuldigungen finden wir kaum. Einmal heißt es allerdings im Verlaufe der Auseinandersetzungen, die wir hier nicht alle anführen konnten, daß J. J. sich damit vergnüge, Tiere zu quälen, daß er in Wirtschaften den Gästen Geld abschwindle, daß er Rechnungen zweimal einkassiere, daß er bei Bezahlungen Geld verschwinden lasse, daß er von einer zynischen Schamlosigkeit sei, daß man in den Familien, wo er verkehrt habe, die Töchter des Hauses vor der Brutalität seiner Anschläge habe beschützen müssen. An anderer Stelle beschwert er sich darüber, daß ihm seine Gegner Notzucht, Liederlichkeit und gemeine Betrügereien vorwerfen, aber all das ist so sporadisch, so allgemein gehalten, so unbestimmt, daß wir wohl ohne fehl zu gehen annehmen können, es handle sich hier nur um belanglose sekundäre Zutaten, die für das große Ganze des Wahngebäudes unwesentlich sind und sich an irgendeinen anderen treibenden Grundkomplex angeschlossen haben. Wir haben oben versucht verständlich zu machen, daß all diese wahnhaften Beschuldigungen nach dem Mechanismus der Inversion sensitiver Verhaltungen im Anschluß an den Kinderaussetzungskomplex entstanden sind. Rousseau selbst hat uns darauf hingewiesen, indem er seine Tat an den Ausgangspunkt aller ihm feindlichen Bemühungen stellt. Die Bemerkung, daß dank dieser ersten Tatsache alles übrige ein leichtes gewesen sei, macht uns manches verständlich. Trotzdem werden wir zögern, das ganze Wahnsystem einzig und allein mit diesem Komplex in Zusammenhang zu bringen, die Beziehungen zu der ganzen großen Summe der wahnhaften Beschuldigungen und Kränkungen ist doch zu lose. Auch wird der Kinderaussetzung, nachdem sie einmal, allerdings an hervorragender Stelle, aufgetreten ist, im ganzen Werke nie mehr Erwähnung getan. Dagegen zieht sich nun ein anderes Moment sehr konstant immer wieder durch alle Ausführungen teils mehr, teils weniger deutlich hindurch: das ist der Vorwurf der Menschenfeindlichkeit des J. J., mit dem schließlich alle übrigen Vorwürfe letzten Endes irgendwie zusammenhängen. Die Tatsache,

daß sich Rousseau immer mehr und mehr von seiner Mitwelt zurückgezogen, sich in einem weltfernen Winkel einsam und allein eingekapselt hat, wird für die wahnhaften Verfolger der Anlaß, ihn wegen Menschenfeindlichkeit anzuklagen, ihm Hochmut, Härte, Gefühllosigkeit, Grausamkeit vorzuwerfen. Gerade aus den Ausführungen des zweiten Dialogs ergibt sich mit großer Deutlichkeit, wie Rousseau an seinen eigenen Autismus mit einem die Äußerungen der Mitwelt wahnhaft verfälschenden Denken anknüpft. Damit kommen wir nun auf einen zweiten Komplex, der für das ganze Wahnsystem von hervorragender Bedeutung ist. Ehe wir jedoch in der Erörterung dieser Dinge weiter fortfahren, wollen wir uns noch einiges Material aus dem zweiten Dialog verschaffen. Über das Thema Menschenhaß entsteht zwischen „Rousseau" und dem Franzosen folgender Disput:

Der Franzose: „Er gibt sich vollkommen seinem entsetzlichen Menschenhaß hin, er flieht die Menschen, weil er sie verachtet, er lebt wie ein Werwolf, weil er kein menschliches Gefühl in seinem Herzen hegt.

Rousseau: Nein, mir scheint das nicht ebenso klar wie Ihnen; unsere Unterhaltung, durch die ich gerne zur ganzen Welt sprechen möchte, beweist mir wohl, daß die Menschen ihn hassen, nicht aber, daß er sie haßt.

Der Franzose: Was? Haben Sie ihn nicht gesehen, sehen Sie nicht jeden Tag, wie er alle Zuvorkommenheiten der vielen Leute, die ihn besuchen, kalt abweist? Wie erklären Sie sich denn das?

Rousseau: Sehr viel natürlicher als Sie. Die Flucht kann nämlich viel natürlicher als Folge der Furcht, denn als Folge des Hasses aufgefaßt werden. Er flieht die Menschen, nicht etwa, weil er sie haßt, sondern weil er Angst vor ihnen hat. Er flieht sie nicht um ihnen Böses anzutun, sondern weil er versuchen will, ihren Anschlägen aus dem Wege zu gehen. Sie dagegen suchen ihn nicht aus Freundschaft, sondern aus Haß auf. Sie suchen ihn auf und er flieht vor ihnen, wie in der Sandwüste Afrikas, wo es wenig Menschen aber viele Tiger gibt. Die Menschen fliehen vor den Tigern und die Tiger gehen den Menschen nach; entflieht er nun etwa deshalb, weil die Menschen wild und bösartig, die Tiger dagegen umgänglich und menschlich sind? Aber welche Meinung auch immer J. J. von denen haben mag, die, trotz der Meinung, die er von ihnen hegt, nicht aufhören ihn heimzusuchen, so verschließt er seine Türe keineswegs vor jedermann, wie es sich gehört empfängt er seine alten Bekannten, mitunter sogar Neuankömmlinge, wenn sie weder Kriecherei noch Anmaßung zeigen. Nur bei herrischem, frechem und unanständigem Vorgehen, das deutlich die Absichten derer, die es an den Tag legen, verrät, habe ich gesehen, wie er sich zurückzog. Diese offene und hochherzige Art Treulosigkeit und Verrat abzuweisen war niemals das Benehmen eines schlechten Menschen. Wenn er denen gleichen würde, die ihn aufsuchen, so würde er, anstatt sich ihrem Vorgehen zu entziehen, ihnen mit dem Versuch sie in gleicher Münze zu bezahlen antworten, indem er ihnen Schurkerei für Schurkerei, Verrat für Verrat heimzahlen würde. Er würde sich zu seiner Verteidigung und Rache ihrer eigenen Waffen bedienen; aber weit entfernt davon, daß man ihn jemals angeklagt hat, in den Gesellschaften, in denen er lebte, Unfrieden gestiftet, seine Freunde untereinander entzweit, oder irgend jemand, mit dem er in Verbindung war, geschadet zu haben, ist der einzige Vorwurf, welchen seine sogenannten Freunde gegen ihn erheben konnten, der, daß er sie öffentlich verlassen habe, was er tun mußte, sobald er aufgehört hatte, die als falsch und treulos erkannten zu achten. Nein mein Herr, der wahre Menschenhasser, wenn ein so widerspruchvolles Geschöpf überhaupt existieren

kann, würde niemals in die Einsamkeit entfliehen. Was kann und will der, der allein lebt den Menschen übles zufügen? Wer sie haßt, will ihnen schaden und um ihnen zu schaden, darf er sie nicht fliehen. Die Bösewichte findet man keineswegs in der Wüste, sondern mitten in der Welt. Dort schmieden sie ihre Ränke, dort mühen sie sich, um ihrer Leidenschaft zu frönen und die Gegenstände ihres Hasses zu quälen. Von welchem Beweggrunde immer derjenige beseelt sein mag, der sich mit der großen Menge einlassen und sich in ihr durchsetzen will, er muß sich mit Festigkeit und Kraft wappnen, um die, welche ihn stoßen, zurückzustoßen und seine Vorgänger hinter sich zu lassen, um das Gewühl zu durchdringen und seinen Weg vorwärts zu gehen. Der gutmütige und sanfte, der schüchterne und schwache Mensch, der keinen Mut besitzt, der sich beiseite drückt, aus Angst zu Boden geworfen zu werden, ist also eurer Ansicht nach ein Bösewicht, die anderen, stärkeren, härteren, die mehr Tatkraft besitzen, um sich Bahn zu brechen, sind die Guten? Diese neue Lehre habe ich zum erstenmal in einem von dem Philosophen Diderot veröffentlichten Dialoge gesehen, ausgerechnet um die Zeit, da sein Freund J. J. sich in die Einsamkeit zurückgezogen hatte. „Nur der böse Mensch ist allein“ sagt er. Bis dahin hatte man die Liebe zur Einsamkeit als eines der unzweifelhaftesten Anzeichen einer friedliebenden, lauteren Seele betrachtet, die frei ist von Ehrgeiz, Neid und all den anderen heftigen Leidenschaften, die aus der Eigenliebe entspringen, die in der Gesellschaft entstehen und dort ihr Unwesen treiben. Statt dessen wurde hier mit einem unerwartete ı Federzug jene ehemals so allgemein bewunderte, friedliche und sanfte Neigung auf einmal in eine höllische Wut, zahllose verehrungswürdige Weise und Descartes selbst im Handumdrehen in ebensoviele scheußliche Menschenhasser und Bösewichte verwandelt. An der Niederschrift dieser Sentenz war der Philosoph Diderot vielleicht allein beteiligt, aber ich zweifle, ob er sie alleine ausgedacht hat, jedenfalls gab er sich viel Mühe sie allenthalben zu verbreiten. Oh, möge es Gott gefallen, daß der Böse immer allein wäre, er würde nicht so viel Schaden anrichten. Ich glaube wohl, daß Leute, die gezwungenermaßen Einsiedler sind, in der Abgeschiedenheit, wo sie festgehalten werden von Verdruß und Leid bedrückt, wild und unmenschlich werden können, daß sie unter der Last ihrer Ketten alle Freien mit Haß verfolgen, aber die freiwilligen Einsiedler aus Neigung sind natürlicherweise human, gastfrei und freundlich. Und so ist es, nicht weil sie die Menschen hassen, sondern weil sie Ruhe und Frieden lieben, weil sie Unruhe und Lärm fliehen. Die lange Entbehrung macht ihnen die Gesellschaft sogar süß und angenehm, vorausgesetzt, daß sie sich ihnen zwanglos bietet. Sie genießen sie dann, wie man sieht, mit Entzücken. Sie bedeutet ihnen dasselbe, was der Umgang mit Frauen denen bedeutet, die ihr Leben nicht mit ihnen zubringen, die aber in kurzen Augenblicken des Beisammenseins Wonnen empfinden, die dem berufsmäßigen Weiberhelden unbekannt sind. Ich begreife nicht, wie man sich bei gesundem Menschenverstand ein einziges Wort der Sentenz des Philosophen Diderot zu eigen machen kann. Sie mag noch so glänzend und scharf sein, sie ist darum nicht weniger unsinnig und falsch. Wer sieht wohl im Gegensatz dazu nicht ein, daß der Böse unmöglich gerne allein mit sich selbst lebt? Er würde sich da in zu schlechter Gesellschaft fühlen, es wäre ihm wenig behaglich, er würde es nicht lange aushalten, oder aber seine herrschende Leidenschaft müßte aus Mangel an Befriedigungsmöglichkeiten erlöschen und er selber wieder gut werden. Die Eigenliebe als Wurzel aller Verderbnis nährt und mehrt sich in der Gesellschaft, aus der sie geboren wurde, wo man jeden Augenblick gezwungen ist, sich mit anderen zu messen; in der

Einsamkeit läßt sie nach und stirbt aus Mangel an Nahrung und Einsamkeit. Wer sich selbst genügt, will niemals jemand schaden. Diese Maxime ist weniger blendend und anmaßend, dafür aber verständiger und richtiger, als die des Philosophen Diderot und zum mindesten deshalb vorzuziehen, weil sie niemanden zu beleidigen trachtet. Lassen wir uns nicht durch den Glanz einer Sentenz blenden, unter dem sich oftmals Irrtum und Lüge bergen; es ist nicht die Menge, die die Gesellschaft macht, vergebens werden sich die Körper nähern, wenn die Herzen sich abstoßen. Der wahrhaft umgängliche Mensch ist in seinen Freundschaften viel anspruchsvoller, als ein anderer und die, welche nur aus Trug bestehen, können ihm nicht zusagen. Viel lieber bleibt er weit weg von den Bösen, ohne an sie zu denken, als daß er sie sieht und haßt. Viel lieber flieht er seinen Feind, als daß er ihn aufsucht, um ihm zu schaden. Wer nur die Freundschaft der Herzen kennt, wird sie nicht in eueren Kreisen suchen. So mußte J. J. denken und sich dem gegen ihn gerichteten Komplott gegenüber benehmen. Urteilen sie selbst, ob er jetzt, da das Komplott besteht und auf allen Seiten um ihn herum Fallen aufstellt, Vergnügen darin finden wird, mit seinen Verfolgern zu leben und sich dabei als Gegenstand ihres Hohnes, als Spielball ihres Hasses und als Opfer ihrer verräterischen Schmeicheleien zu erblicken, ihrer Schmeicheleien, durch welche sie boshafterweise ihr beleidigendes und spöttisches Benehmen durchschimmern lassen, welches sie ihm hassenswert machen muß. Verachtung, Unwille und Zorn müßten ihn unter all diesen Leuten nicht verlassen. Er geht ihnen aus dem Wege, um sich so peinliche Gefühle zu sparen, er geht ihnen aus dem Wege, weil sie seinen Haß verdienen und er dazu gemacht war sie zu lieben..... Es waren fast fünf Jahre verflossen, als er nach Paris zurückgekehrt dort von neuem zu leben begann. Anfangs hatte er, ohne sich irgendwie verbergen zu wollen, einige Häuser aufgesucht, um seine alten Beziehungen wieder aufzunehmen und sogar neue anzuknüpfen. Aber nach Verlauf eines Jahres hörte er auf Besuche zu machen und nahm in der Hauptstadt sein Einsiedlerleben, das er so lange Jahre auf dem Lande geführt hatte, wieder auf. Er teilte seine Zeit zwischen der schriftstellerischen Arbeit, aus welcher er eine Erwerbsquelle gemacht hatte und den Spaziergängen ins Grüne, die sein einziges Vergnügen bildeten. Ich fragte ihn nach dem Grunde seines Verhaltens. Er sagte mir, er habe, im Hinblick auf die allgemeinen Bemühungen der gegenwärtigen Generation um das gegen ihn gerichtete Werk der Finsternis, zuerst danach getrachtet irgend jemand zu suchen, der sich an der allgemeinen Ungerechtigkeit nicht beteilige. Als er in der Provinz vergebliche Nachforschungen angestellt hatte, kam er nach Paris, um dort sein Vorhaben fortzuführen, in der Hoffnung, er werde wenigstens unter seinen alten Bekanntschaften irgendeinen weniger hinterlistigen und falschen antreffen, der ihm die nötigen Aufklärungen verschaffen würde, die er zur Erhellung jener Finsternis nötig habe. Als er nach vielen unnötigen Sorgen selbst unter den biedersten Leuten nichts als Verrat, Doppelzugängigkeit und Lüge gefunden hatte und merkte, daß alle, während sie sich eifrigst bemühten ihn bei sich aufzunehmen, ihm entgegen zu kommen und ihn an sich zu fesseln, mit seiner Achtung so zufrieden schienen, aus vollem Herzen dazu beitrugen, ihm unechte Schmeicheleien sagten, ihn in einem wenig angemessenen Tone lobten, ihm die übertriebenste Bewunderung bei so wenig Achtung und Ehrerbietung zollten, hörte er auf, sie zu besuchen, gelangweilt von den spöttischen und lügenhaften Äußerungen, entrüstet darüber, daß er der Spielball seiner angeblichen Freunde sein sollte. Nachdem er lange ohne Erfolg einen Menschen gesucht hatte, löschte er seine Laterne aus und zog sich

ganz und gar auf sich selbst zurück." Das wäre es, was der Verfasser der Dialoge gegen den Vorwurf des Menschenhasses, dem er sich ausgesetzt wähnt, zu sagen weiß.

Wir ersehen aus dem vorstehenden Zitat zunächst, wie alle jene wahnhaften Beschuldigungen der Gefühllosigkeit, Härte und Grausamkeit, mit der Idee des Menschenhasses, der Menschenfeindlichkeit zusammenhängen. Gleichzeitig taucht nun hier wieder die Diderotsche Sentenz auf, die uns schon früher bei Rousseaus Flucht aus der Eremitage begegnet war, gerade in dem Moment, wo wir die ersten Anzeichen der Paranoia feststellen zu können glaubten. Damit gewinnen wir den Anschluß an die dort angestellten Erwägungen. Die Wirksamkeit der Diderotschen Sentenz hatten wir darauf zurückgeführt, daß durch sie die Berechtigung der Rousseauschen Weltanschauung in Frage gestellt wurde und daß Rousseau selbst dadurch in schwere bedrückende Zweifel gestürzt werden mußte. Wir hatten gezeigt, daß die Aufgabe der Beziehungen zur Umwelt als moralisch bedenklich empfunden wurde. Nur durch die Begründung seiner Weltanschauung war es Rousseau gelungen, seine Bedenken niederzukämpfen. Durch Verneinung der Weltanschauung mußten sie aufs Neue mit ungemilderter Kraft auftreten, so daß die „Flucht aufs Land" in recht schlechtem Lichte erschien. Es war in Rousseaus Natur begründet, daß er den einmal eingeschlagenen Weg nicht wieder aufgeben konnte, daher mußten die am Grunde der Seele schlummernden und durch die Diderotsche Sentenz geweckten Bedenken weiter bestehen und fortarbeiten, das mehr oder weniger klare Bewußtsein einer Unterlassungssünde mußte sich einstellen. In gewissem Sinne hatte sich Rousseau selbst also sehr wohl Menschenfeindlichkeit vorzuwerfen, wenn keine aktive, so doch eine passive. Die Art, wie sich Rousseau wegen seines Rückzugs in die Einsamkeit immer und immer wieder zu entschuldigen und zu erklären versucht hat, bald mit Berufung auf seine körperlichen Leiden, bald unter Berufung auf seine Weltanschauung — das vorstehende Zitat gibt ein anschauliches Beispiel dafür — macht die Annahme sehr wahrscheinlich, daß wir hier vor einem untilgbaren Schuldkomplex stehen, der um so schwerer zu werten ist, als er den innersten zentralen Kern der ganzen Persönlichkeit betrifft. Die Diderotsche Sentenz ist ein wahrer Schuß in die Achillesferse. Um noch einmal zu zeigen welch große Bedeutung das Einsiedlerproblem für Rousseau besaß, zitieren wir hier einen Teil des vierten Briefes an Malesherbes [1]. In den vier großen Briefen an Malesherbes hat Rousseau eine abgekürzte, zusammenfassende Darstellung seiner Persönlichkeit und seines Schicksals gegeben; alles was ihm besonders wichtig schien, hat er hier für seinen Freund und Gönner zusammengestellt. Der Brief, der aus dem Jahre der Flucht in die Schweiz stammt, zeigt in sehr schöner Weise, wie Rousseau, zwischen die zwei fundamentalen, divergierenden Triebrichtungen hineingestellt, bemüht ist, sich wegen seines autistischen Verhaltens zu rechtfertigen und alle ansteigenden Bedenken von sich abzuweisen und das in einer Art, die ganz und gar nicht den Eindruck macht, als ob er sich in diesem Punkte so besonders sicher fühle: „Ich habe Ihnen, mein Herr, mein ganzes Inneres gezeigt und die Beweggründe meiner Zurückgezogenheit, sowie meines ganzen Verhaltens dargelegt, Beweggründe, die viel weniger edel als die von Ihnen vorausgesetzten sind, mich aber doch mit mir zufrieden sein lassen und mir den Stolz eines Mannes verleihen, der sich in guter Ordnung weiß und der, weil er den Mut gehabt hat, das dazu Nötige zu tun, darin sein eigenes Verdienst erblickt. Nicht das lag in meiner Macht, mir ein

[1]) Übersetzung von Möbius.

anderes Temperament oder einen anderen Charakter zu schaffen, wohl aber das, unter den gegebenen Bedingungen mir selbst nützlich, den Andern aber nicht schädlich zu werden. Das ist viel, mein Herr, und wenige Menschen können dies von sich sagen. Auch will ich Ihnen durchaus nicht verhehlen, daß ich trotz des Bewußtseins meiner Fehler große Achtung vor mir habe. Ihre gelehrten Herrn mögen immerhin behaupten, daß ein einsamer Mensch niemand nütze und seine Pflichten gegen die Gesellschaft nicht erfülle. Ich aber halte die Bauern von Montmorency für nützlichere Glieder der Gesellschaft, als jene Haufen von Müßiggängern, die von dem Schweiße des Volkes dafür bezahlt werden, daß sie sechsmal in der Woche in einer Akademie schwatzen, und ich bin zufriedener, wenn ich hie und da meinen armen Nachbarn eine Freude machen kann, als wenn ich jener Masse von kleinen Strebern vorwärtshelfen sollte, von denen Paris voll ist, die alle die Ehre haben möchten, beamtete Hallunken zu sein, und die man zu ihrem und zum allgemeinen Besten wieder in ihre Provinz schicken sollte, um dort den Acker zu bebauen. Es heißt etwas, den Menschen ein Beispiel des Lebens, das sie alle führen sollten, zu geben. Es heißt etwas, wenn man weder Kraft noch Gesundheit zur körperlichen Arbeit hat, aus der Zurückgezogenheit heraus mutvoll der Stimme der Wahrheit Gehör zu verschaffen. Es heißt etwas den Menschen zu zeigen, daß die Verkehrtheit ihrer Sitten sie elend macht. Es heißt etwas, mitgeholfen zu haben, daß jene verderbliche Einrichtung [1]), die d'Alembert, um Voltaire auf unsere Kosten den Hof zu machen, bei uns einführen wollte, in meinem Vaterlande unmöglich gemacht oder doch vertagt wurde. Hätte ich in Genf gelebt, so hätte ich weder die Widmungsschrift zur Abhandlung über die Ungleichheit veröffentlichen, noch über die Einführung der Komödie in dem Tone sprechen können, wie ich es getan habe. In ihrer Mitte würde ich meinen Mitbürgern viel weniger nützlich gewesen sein, als ich es in meiner Zurückgezogenheit gewesen bin. Kommt es auf den Ort an, wo ich wohne, wenn ich tue, was ich tun soll? Und sind etwa die Bewohner von Montmorency weniger Menschen als die von Paris? Tue ich denn, wenn ich es jemand ausreden kann, sein Kind in die Verderbnis der Stadt zu schicken, weniger Gutes, als wenn ich es ihm aus der Stadt zum elterlichen Herde zurückschicken könnte? ..... Schließlich habe ich, soweit meine Kraft es gestattete, in stiller Arbeit alles für die Gesellschaft getan, was ich nach meinem Vermögen tun konnte. Habe ich wenig für sie getan, so habe ich noch weniger von ihr gefordert, und ich glaube ihr in Anbetracht meines jetzigen Zustandes nichts mehr schuldig zu sein, so daß ich, wenn ich mich jetzt ganz zur Ruhe setzen und für mich allein leben könnte, es ohne jedes Bedenken tun würde. Ich werde wenigstens mit aller Kraft mich von den Beschwerden der Öffentlichkeit zu befreien suchen. Auch wenn ich noch hundert Jahre leben sollte, würde ich keine Zeile mehr für den Druck schreiben. Erst dann würde ich in Wahrheit ein neues Leben zu beginnen glauben, wenn mein Name ganz und gar vergessen wäre.... Mein Herz ist reich an Liebe und kann doch in sich Genüge finden. Ich liebe die Menschen zu sehr, um eine Auswahl unter ihnen zu treffen. Ich liebe sie alle, und weil ich sie liebe, hasse ich die Ungerechtigkeit. Weil ich sie liebe, fliehe ich sie. Ich leide weniger unter ihren Übeln, wenn ich sie nicht sehe. Diese Teilnahme an der Gattung genügt, um mein Herz zu füllen, ich bedarf besonderer Freunde nicht. Wenn ich aber solche habe, ist es mein dringender Wunsch, sie nicht zu verlieren. Denn wenn sie mich verlassen, zerreißen sie mir das Herz und haben um so mehr Schuld, als ich nur Freundschaft

[1]) Theater.

von ihnen verlange, ja, wenn sie mich nur lieben und ich dies weiß, sogar ihre Gegenwart entbehren kann. Statt der Gesinnung haben sie mir immer Dienstleistungen und Gefälligkeiten geboten, die sich zur Schau stellen ließen und mit denen ich nichts anzufangen wußte. Wenn ich sie liebte, wollten sie mich zu lieben scheinen. Ich, der ich in allem den Schein verachtete, war damit nicht zufrieden und ließ es mir gesagt sein. In Wirklichkeit haben sie nicht aufgehört mich zu lieben, ich habe nur entdeckt, daß sie mich nicht liebten....."

Überblicken wir nun noch einmal die Gesamtlage, so gelangen wir, im Anschluß an die früheren Erörterungen über die Rolle der Diderotschen Sentenz, zu dem Schluß, daß auch der Vorwurf der Menschenfeindschaft und des Menschenhasses, den Rousseau um sich her zu vernehmen wähnte, auf dem Wege der Inversion sensitiver Verhaltungen aus dem eigenen schuldhaft empfundenen autistischen Verhalten erwachsen ist. Unsere Betrachtungen gewinnen an Wahrscheinlichkeit und Geschlossenheit, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß der Kinderaussetzungskomplex ja nur ein Spezialfall, eine besondere Ausprägung des umfassenderen Autismuskomplexes ist, wie wir ihn eben besprochen haben. Die Kinderaussetzung ist entschieden mit der Aufgabe der Beziehungen zur Mitwelt gleichzusetzen, sie entspringt denselben auf Loslösung von der Mitwelt gerichteten Strebungen. Auch haben wir bereits oben darauf hingewiesen, daß die Bemühungen um Entschuldigung der Kinderaussetzung einen wesentlichen Faktor beim Aufbau der Weltanschauung bildeten.

Mit unserem Versuch, den Verfolgungswahn Rousseaus als eine Form des sensitiven Beziehungswahns zu verstehen, befinden wir uns in Einklang mit den Ergebnissen, zu denen die Rousseauforscher, natürlich ganz unabhängig von psychiatrischen Erwägungen, bei ihren Untersuchungen über die Redaktion der „Bekenntnisse" gekommen sind. Wenn wir ihren Versicherungen [1]) Glauben schenken dürfen, waren es anfänglich rein psychologische Interessen, die Rousseau veranlaßten, an die Aufzeichnung seines eigenartigen Lebenslaufes zu gehen. Die Confessions sollten ein Beitrag zur Kenntnis des menschlichen Seelenlebens sein, „ein neuer Dienst, den er der Menschheit erweisen wollte". Dazu kam erst später das Bedürfnis der Gewissensentlastung. Um Einheit und Zusammenhang in seinem Wesen zu erreichen ging er den Weg der Reue und des Bekenntnisses, und dazu kam als drittes Motiv nach Ausbruch der Krankheit, das Bedürfnis nach Verteidigung gegen seine wirklichen und wahnhaften Angreifer, die ihm seine Fehler zum Vorwurfe machten. Diese chronologische Zusammenstellung der für die Abfassung der „Bekenntnisse" bestimmenden Motive gibt dieselbe Reihenfolge von Momenten, wie wir sie aus Kretschmers Werk über den sensitiven Beziehungswahn kennen: Selbstbeobachtung, Selbstkritik gepaart mit dem Bewußtsein moralischer Insuffizienz, und schließlich daraus entspringend den Wahn.

Vergegenwärtigen wir uns nun noch einmal die Gründe, mit denen Rousseau sich gegen den wahnhaften Vorwurf des Menschenhasses zu verteidigen sucht, so können wir diese bei Durchmusterung des vorletzten Zitats unter 3 Punkte zusammenfassen. Erstens macht Rousseau seinen Verfolgern gegenüber geltend, daß er sich nicht aus Haß vor den Menschen verschlossen habe, sondern aus Angst und Schwäche, aus dem Bewußtsein der Lebensuntüchtigkeit heraus (vgl. S. 75). Wir finden also zunächst die Motive wieder, die bei der Abkehr von der Welt schließlich den Ausschlag gegeben haben. Dazu kommt als zweites Moment, wie zu erwarten, die Berufung auf seine Philosophie, welche dem weisen Mann

[1]) Die folgenden Sätze im Anschluß an Höffding.

gebietet, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen (vgl. S. 75/76). Und schließlich wird als drittes und Hauptverteidigungsmittel die Verfolgung selbst ins Feld geführt. Nicht weil er die Menschen haßt, sondern weil sie ihn hassen, ist er gezwungen, alle Beziehungen abzubrechen und sich zu verkriechen. Er kann gar nicht anders (vgl. S. 76). Durch dieses glänzende Argument ist der arme Verfolgte allerdings gegen jeden Einwand von seiten der Verfolger, gegen jeden Vorwurf des Menschenhasses geschützt. Stellen wir diese drei Verteidigungsgründe, gerade so, wie sie uns der Dialog an die Hand gibt, hintereinander, so gewinnen wir damit einen neuen Gesichtspunkt für das Verständnis des Wahnsystems. Wir sehen nämlich dabei ganz deutlich, wie der Verfolgungswahn eine weitere Ausgestaltung der Weltanschauung bedeutet, wie er ganz genau die gleiche Funktion hat wie diese und dazu dient den Rückzug in die Einsamkeit gegenüber den Ansprüchen der Welt zu ermöglichen und etwa noch vorhandene ethische Bedenken zu beschwichtigen. Der Verfolgungswahn wird hier zum Aktivposten in der moralischen Persönlichkeitsbilanz, genau so, wie die moralische Degradation der Mitwelt durch die Weltanschauung. Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen liegt der Verfolgungswahn haarscharf in der Verlängerung jener Linie, welche Charakteranlage und Weltanschauung miteinander verbindet. Der Verfolgungswahn bildet einen weiteren Beweis für die Schlechtigkeit der Welt, die ja auch schon durch die Weltanschauung erwiesen werden sollte. Nachdem die Gesellschaft einmal schlecht gemacht worden war, ist es nur noch ein Schritt, ihr aktive unfreundliche Absichten in die Schuhe zu schieben.

Der Einwand, daß die beiden Gesichtspunkte, die wir hier für die Interpretation des Wahnsystems geltend gemacht haben, nämlich die sensitive Projektion von Selbstvorwürfen einerseits und die katathyme Entwertung der Mitwelt andererseits, einander widersprechen würden, ist kaum stichhaltig. An dem Resultat eines psychischen Ablaufs können bekanntermaßen die verschiedensten Strebungen beteiligt sein. Im vorliegenden Falle können wir uns z. B. sehr leicht denken, daß die ursprünglichen sensitiven Beziehungsideen, so peinlich und quälend sie waren, doch andererseits mit einer gewissen Genugtuung begrüßt wurden, weil sie den machtvollen autistischen Strebungen der Persönlichkeit Vorschub leisteten. Diese Annahme würde eine Bestätigung jener merkwürdigen Tatsache bilden, auf die Kretschmer bereits hingewiesen hat, nämlich daß der Ausbruch des Beziehungswahns für den Kranken eine gewisse Erleichterung bildet, weil dadurch die Schuld zum Teil sozusagen abgewälzt wird. Die Gewißheit von der Schlechtigkeit der Welt, die sich ja in den Verfolgungen dokumentiert, läßt die eigene Schuld nicht mehr so schwerwiegend erscheinen, wie dies vor Ausbruch des Wahnes der Fall war, und wirkt auf diese Weise ausgleichend.

Wenn wir uns über die Bedingungen der Entstehung von Rousseaus Verfolgungswahn Rechenschaft geben wollen, so dürfen wir noch einen dritten Punkt nicht vernachlässigen, die masochistische Veranlagung. Die perverse Fähigkeit Rousseaus, aus Leiden Genuß zu schöpfen, dürfte die Fixierung des Wahnes sehr befördert haben. Geradeso wie diese Veranlagung sicherlich schon bei den dauernden moralischen Selbstquälereien eine Rolle gespielt hat, so hat sie ohne Zweifel dazu beigetragen die Schrecken des Verfolgungswahnes zu versüßen und auf diese Weise sein Wachstum zu nähren.

Fassen wir zum Schluß unsere gesamten Ausführungen kurz zusammen, so ergibt sich etwa folgendes: Die Charakteranlage trägt ausgesprochen sensitive Züge; neben einem weichen, zarten, eindrucksfähigen Gemüt, findet sich der typische „Leitungsdefekt“, welcher Schüchternheit und Befangenheit im ge-

selligen Verkehr und bei der großen moralischen Feinfühligkeit die Neigung zu Verhaltungen mit sich bringt. Im Rahmen der sensitiven Veranlagung besteht ein stark ausgeprägter Gegensatz elementarer Triebrichtungen, die einerseits auf Anschluß, andererseits auf Abkehr von der umgebenden Welt zielen (autistische und allotrope Strebungen). Während in der Jugend unter günstigen äußeren Verhältnissen die beiden entgegengesetzten Triebkräfte einander die Wage halten, kommt es unter dem Einflusse eines Milieuwechsels zum Überwiegen der autistischen Persönlichkeitskomponenten. Der Ausschlag nach dieser Richtung vollzieht sich jedoch nicht glatt und rasch, sondern erst nach einem langen Kampfe, der sich für den sensitiven Rousseau unter moralischen Gesichtspunkten darstellt und der nur mit Hilfe einer eigens zu diesem Zwecke ausgebauten Weltanschauung entschieden werden kann. Diese gestattet es, alle als wertvoll und pflichtgemäß empfundenen allotropen, sozialen Strebungen in den Hintergrund zu drängen und ermöglicht so den ersehnten Rückzug in die Einsamkeit. Die Weltanschauung erweist sich jedoch letzten Endes nicht als so tragfähig, wie ihr Konstrukteur es gehofft hat, die mühsam niedergeschlagenen Bedenken wegen des Rückzuges steigen von neuem empor und führen auf dem Wege der Inversion sensitiver Verhaltungen zum Beziehungswahn, bei dem der Kranke allenthalben aus der Umgebung Hinweise auf seine aus dem Rückzug hervorgehende Menschenfeindlichkeit, Gefühllosigkeit und Härte entnehmen zu können glaubt. Seine sinnfälligste Ausprägung erhält dieser zum Wahne führende Konflikt in den Erwägungen, Zweifeln, Beruhigungsversuchen und Gewissensqualen, die sich an die verhängnisvolle Tat der Kinderaussetzung anschließen. Der ausgebildete Wahn deckt aber gleichzeitig die peinvoll empfundene Lücke in der Weltanschauung, er vollendet den durch diese angestrebten Beweis von der Schlechtigkeit der Welt, auf den sich die Berechtigung zum Rückzug in die Einsamkeit einzig und allein gründet, und befriedigt so das Streben nach Einheit und Geschlossenheit der Persönlichkeit, welchem Rousseau auf dem Wege philosophischer Besinnung nicht vollständig genügen konnte. Masochistische Neigungen begünstigen die Entstehung und Fixierung des Wahngebäudes.

III. Klinische Beurteilung.

Wir sind am Ende unserer Darstellung von Rousseaus Lebenslauf und Krankheit angelangt. Stellen wir von hier aus noch einmal die Frage der klinischen Diagnose, so werden wir nicht umhin können an der Annahme der Paranoia festzuhalten. Um eine Schizophrenie im strengen Sinne, wie Demole will, kann es sich nicht handeln. Wir finden bei einem Überblick über den gesamten Krankheitsverlauf lediglich die langsame schleichende Entwicklung eines ausgedehnten systematisierten Beziehungswahns, dagegen treffen wir keinerlei schizophrene Symptome. Wir finden nichts von magisch-archaischen Erlebnisformen, keinen physikalischen Beeinflussungswahn, keine katatonen Symptome und keinen Zerfall der Persönlichkeit, auch für Sinnestäuschungen ergeben sich kaum Anhaltspunkte. Was Demole zur Begründung seiner Diagnose an Symptomen ins Feld führt: Autismus, Negativismus, Ambivalenz, Fugues, Vagabundage, Amoralität, sexuelle Perversionen, delirante Periode mit 37 Jahren (Umstimmung der Persönlichkeit, Größenideen, Wahn, Reizbarkeit, Befürchtungen, Mißtrauen, wahnhafte Ausdeutungen und Streitigkeiten), die nach einigen Jahren schließlich zu einem systematisierten Verfolgungswahn führt; endlich seniler Verfall (Niedergang der intellektuellen Fähigkeiten, vor allem des Gedächtnisses, Verminderung der Aktivität, kindliche Anschauungen), all das sind zwar Zeichen einer stark schizoiden Veranlagung, die wohl auf einen schizophrenen Prozeß hinweisen können, die aber niemals imstande sind, die Diagnose Schizophrenie zu begründen. Die angeführten senilen Erscheinungen fallen gar noch in den Bereich des Physiologischen hinein, ganz abgesehen davon, daß sie nur ein geringes Maß erreicht haben. Sehen wir uns daraufhin z. B. Rousseaus letztes Werk an, über dessen Abfassung ihn der Tod ereilt hat, die Träumereien eines einsamen Spaziergängers, so finden wir lediglich eine gewisse Weitschweifigkeit und mangelnde Disposition; was er im einzelnen darin sagt, ist oft recht bemerkenswert und das Ganze hat bei allen Mängeln noch immer seine großen Reize; Höffding findet in den Träumereien eine „höchst poetische Stimmung". Auch mit der Feststellung von Größenideen wird man, nebenbei bemerkt, recht vorsichtig sein müssen; wir stimmen jedenfalls mit Möbius überein, der nichts Derartiges finden zu können glaubt und immer wieder darauf hingewiesen hat, daß Rousseau sich selbst jederzeit sehr richtig eingeschätzt hat. Wenn Rousseau auf seine Leistungen gelegentlich stolz war, wenn er oft betont hat, daß er ganz anders geartet sei als alle übrigen Menschen, und manchmal auch meint, er sei wohl besser als diese, so sind das Behauptungen, gegen die sich im Grunde genommen nicht viel einwenden läßt und die man nicht als Äußerungen des Größenwahns deuten kann. Demnach muß man die Diagnose Schizophrenie ablehnen. In Frage käme, ob man die Krankheit Rousseaus als Paraphrenia systematica bezeichnen und sie so im Rahmen des klinischen Systems zwischen Schizophrenie und Paranoia einordnen will. Aber auch dazu wird man sich nicht entschließen können, wenn man bedenkt, daß die Wahnbildung nie ein gewisses Maß überschritten hat, nie abstrus, nie unsinnig oder abenteuerlich geworden ist, sondern lediglich auf eine Mißdeutung alltäglicher Eindrücke beschränkt bleibt, an die sich dann erst sekundär die logische Verarbeitung zu einem System anschließt. Halten wir uns so rein an das klinische Bild, so bleibt uns nichts anderes als die Diagnose Paranoia übrig. Damit stehen wir vor der Frage, ob wir Rousseaus Krankheit als Prozeß auffassen wollen, oder ob wir sie als psychologisch verständliche Entwicklung deuten können. In unserer Darstellung haben wir versucht den letzteren Weg einzuschlagen und uns bemüht zu zeigen, wie Rousseaus Paranoia aus dem Boden einer spezifischen Charakterveranlagung als Reaktion auf besondere äußere Lebensumstände erwachsen ist.

Gegen diesen Versuch, die Persönlichkeit Rousseaus in ihrem Dasein und allen ihren Äußerungen unter einheitlichen Gesichtspunkten zusammenzusehen, lassen sich gewichtige Bedenken erheben. Einmal könnte man den Einwurf machen, daß es sich bei der vorstehenden Darstellung um eine allzu spekulative Konstruktion handle. Mit Recht könnte man geltend machen, die Behauptung, Rousseau habe sich über seinen Rückzug in die Einsamkeit Selbstvorwürfe gemacht, aus denen durch Inversion der Wahn hervorgegangen wäre, sei eine nicht hinreichend erwiesene Annahme. Auch mag man bezweifeln, ob diese hypothetischen Selbstvorwürfe eine ausreichende Intensität erlangen konnten, um die „gesetzmäßige Affektprojektion" eintreten zu lassen. Ein

lückenloser vollständiger Zusammenhang der Entwicklung wäre somit gar nicht vorhanden. Man kann ferner auf einen anderen Umstand hinweisen, der in der obigen Darstellung nicht in dem Maße hervorgehoben wurde, als es vielleicht wünschenswert erscheinen möchte, nämlich auf die Tatsache, daß für die volle Auswirkung des herangezogenen Inversionsmechanismus ein übergroßer Zeitraum in Anspruch genommen wurde. Liegt doch zwischen der Flucht aus der Eremitage, dem Zeitpunkt, wo wir die ersten Anzeichen paranoischer Denkweise feststellen zu können glaubten, und der Reise nach England, auf die der volle Ausbruch der Krankheit erfolgt, ein Zeitraum von 8 Jahren. Dazu fällt in dieses Intervall mitten hinein schubweise auftretend und wieder abflauend die Jesuitenangst, die eigentlich ganz aus dem Rahmen der verständlichen Entwicklung herausfällt und in ihrer Art ganz entschieden den Eindruck eines prozeßhaften Geschehens macht. Ebenso wird man darauf hinweisen, daß die Paranoia Rousseaus auch in ihrem ganzen folgenden Verlauf immer wieder diesen wellenförmigen auf- und absteigenden Verlauf zeigt, dessen einzelne Phasen sich keineswegs immer hinreichend psychologisch deuten lassen. Man wird mit Recht darauf aufmerksam machen, daß auch hier die Entstehung der Krankheit, wie bei der Mehrzahl der Paranoiafälle, in ein fortgeschritteneres Lebensalter fällt und damit der vielfach behauptete Zusammenhang der Paranoia mit biologisch begründeten Alters- und Rückbildungsvorgängen eine Bestätigung erfährt. Andererseits wurde oben schon insofern auf eine biologische, somatogene Fundierung des Geschehens hingewiesen, als hervorgehoben wurde, daß die Persönlichkeit Rousseaus dauernd nicht nur gewisse Züge der Pubertätszeit, sondern sogar der kindlichen Psyche bewahrt hat, die ihrerseits auf eine Unregelmäßigkeit im Ablauf endokriner Vorgänge schließen lassen. Gibt man die Berechtigung all dieser Einwände ohne weiteres zu, so bleibt von der oben gegebenen Darstellung doch noch vieles übrig, was zu denken gibt und gegen einen vollständigen prozeßhaften Bruch der Lebenskurve spricht. Nirgends reißt die Lebenslinie ganz ab. Die inneren Beziehungen zwischen Charakter und Weltanschauung einerseits, und zwischen Weltanschauung und Wahn andererseits sind unverkennbar. Von Anfang bis zu Ende ist dieses Leben durch das eine große Problem beherrscht: Wie stelle ich mich zu meinen Mitmenschen? Um dieses aus der Charakteranlage erwachsene Problem dreht sich die ganze Philosophie ebenso wie der Wahn. Die schillernde unsichere Haltung gegenüber der Welt begleitet als charakteristischer Zug die ganze Persönlichkeit vom Aufgang bis zum Niedergang. Die mit der Charakteranlage gegebene Abneigung gegen die Gesellschaft wird durch die Wertsetzungen der Weltanschauung objektiviert, die Gesellschaft erhält einen unfreundlichen und häßlichen Charakter, der sich im Wahn bis zur Feindseligkeit steigert. Die schon in der Jugend hervorstechende Neigung zur Absonderung tritt immer mehr hervor und führt schließlich zur völligen Abgeschlossenheit und Ablehnung jeglichen Umgangs. Nur mit Mühe wird man feststellen können, an welcher Stelle des Lebenslaufes die eigentlich krankhafte Veränderung einsetzt; überall führen Fäden von einem Punkte der Entwicklung zum anderen. Sollte man unter diesen Umständen, da man sich ganz offenbar weder auf einen Prozeß, noch auf eine Entwicklung festlegen kann, etwa eine Involutionsparanoia im Sinne Kleists annehmen? Ich glaube nein, denn um eine einfache Steigerung von ursprünglichen charakterologischen Eigenschaften handelt es sich auch nicht; sahen wir doch auf ihrem Boden ein kompliziertes Gebäude entstehen, das in seinen Formen wohl auf die Fundamente hinweist, aber doch wieder mehr darstellt als diese allein. Auch lassen sich gegen die oben angeführten Einwände, welche die Verständlichkeit der Entwicklung bestreiten, noch manche Verteidigungsgründe ins Feld führen. Die Behauptung, daß der Autismuskomplex, durch die mit ihm verbundenen Gefühle der moralischen Insuffizienz, den Wahn hervorgetrieben habe, ist allerdings eine Annahme, aber doch eine sehr wahrscheinliche, wenn man bedenkt, daß die Frage des Rückzugs von der Welt für Rousseau die Frage κατ'ἐξοχήν war, über und über mit Affekten beladen, so daß man sich sehr wohl vorstellen kann, daß hier der Ausgangspunkt des Wahnsystemes liegt. Was die achtjährige Zeitperiode anlangt, die wir für die volle Auswirkung des Inversionsmechanismus angesetzt haben, so ist zuzugeben, daß der Wahn hier nicht in jener schönen und vollkommen einsichtigen Form aus dem Konflikte hervorgeht, wie etwa bei dem Hauptlehrer Wagner, der bereits am Tage nach seinem sodomitischen Exzeß, bei den Dorfbewohnern Anspielungen auf sein Vergehen zu hören wähnte. Dafür muß man aber berücksichtigen, daß die Verhältnisse bei Rousseau eben auch ganz anders liegen. Während es sich dort um ein einmaliges auslösendes Ereignis handelt, das seine pathogene Wirksamkeit voll in sich beschließt, handelt es sich hier um einen Konflikt, der erst durch die Summation von hundert und aber hundert kleinen Einzelerlebnissen seine krankmachende Intensität erhält. Ist aber die Bereitschaft zur wahnhaften Verarbeitung von Eindrücken gegeben, so kann diese durch ungünstige äußere Verhältnisse sehr leicht vorübergehend gesteigert werden, so daß der Eindruck eines wellenförmigen Verlaufes resultiert. Gegen die Anschauung, daß auch der vorliegende Paranoiafall auf senile und präsenile Rückbildungsvorgänge allein zurückzuführen sei, werden wir uns schützen können, wenn wir auf unsere Darstellung hinweisen, die deutlich zeigt, daß der Beginn jener veränderten Einstellung zur Umwelt, wie sie im Wahne voll zum Ausdruck kommt, schon in einem

Zeitpunkt zu konstatieren ist, wo von Altersveränderungen keine Rede sein kann. Kurz, der Gedanke an eine verständliche Entwicklung hat sehr vieles für sich, läßt sich aber letzten Endes, wie wir selbst zugestehen müssen, nicht restlos durchführen. Sollen wir Rousseaus Paranoia also als einen Prozeß ansprechen, sie damit von den psychogen-reaktiven Erkrankungen abrücken und der Gruppe der Para- bzw. Schizophrenie annähern? Auch dazu wird man sich nicht entschließen können. Wenn es nun kein Prozeß und keine Entwicklung ist, was dann? Aus diesem Dilemma kommen wir sehr leicht heraus, wenn wir die starre Formulierung der Begriffe fallen lassen und sie damit dem Leben annähern. Fassen wir die in Frage stehenden Termini nur mehr als Grenzbegriffe, als eine Art Ideen, als regulative Prinzipien der Erkenntnis, so ergibt sich für uns zwischen den beiden Polen Prozeß und Entwicklung eine stetige Reihe von Gebilden, die weder das eine, noch das andere sind, sondern beides zugleich, sich aber dem einen oder anderen Pol mehr oder weniger annähern. Auf diese Weise werden wir beiden Gesichtspunkten, dem biologischen und dem psychologischen gleichermaßen gerecht. Die Paranoia Rousseaus aber würden wir nach allem mehr auf die Seite der Entwicklungen zu setzen haben. Damit kommen wir zu ganz ähnlichen Ergebnissen wie Storch, der in seiner Strindbergpathographie sehr schön gezeigt hat, daß sogar eine schizophrene Psychose in die Entwicklung einer Persönlichkeit eingehen kann.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07673 8361

